



ANDRÁSSY
UNIVERSITÄT
BUDAPEST

ANDRÁSSY WORKING PAPER SERIES
IN ECONOMICS AND BUSINESS ADMINISTRATION

Georg Trautnitz

**Methodischer Individualismus und Interpersonalität -
Über ein axiomatisches Grundproblem der
Wirtschaftswissenschaft**

2025

**Andrassy Working Paper Series
in Economics and Business Administration
No 58**

Georg Trautnitz

Methodischer Individualismus und Interpersonalität – Über ein axiomatisches Grundproblem der Wirtschaftswissenschaft

Andrássy Working Papers in Economics and Business Administration Nr. 58

2025

ISSN 2560-1458

Published and edited by the the Faculty of Economics and Business Administration of
Andrássy University Budapest.

Pollack Mihály tér 3.

H-1088 Budapest

Online at: <https://www.andrassyuni.eu/forschung/publikationen/andrassy-working-papers-in-economics-and-business-administration>

Managing Editor: Martina Eckardt

Email manuscripts to: martina.eckardt@aub.eu

This series presents ongoing research in a preliminary form. The authors bear the entire responsibility for papers in this series. The views expressed therein are the authors', and may not reflect the official position of the institute. The copyright for all papers appearing in the series remains with the authors.

Author's address and affiliation:

Georg Trautnitz, Andrassy University Budapest (georg.trautnitz@aub.eu)

Methodischer Individualismus und Interpersonalität – Über ein axiomatisches Grundproblem der Wirtschaftswissenschaft

Georg Trautnitz

Abstract:

Der Aufsatz diskutiert die Konzipierung des Verhältnisses von Individuen zueinander im Standardmodell der Ökonomik. Es geht um die Frage, ob das Gedankenmodell des homo oeconomicus ausreichend ist, um soziale Ordnung zu erklären, oder ob es für seine Funktionsfähigkeit bzw. Anwendbarkeit auf das Bestehen von sozialer Ordnung angewiesen ist. Anhand dieser Frage weist der Beitrag die axiomatische Unterschiedlichkeit des sozialen Beziehungshorizontes von homo oeconomicus einerseits und Ökonomik als Wissenschaft andererseits nach. Diese Unterschiedlichkeit wird auf Grundlage sozialphilosophischer Argumente auf ein apriorisches Wechselverhältnis als Bedingung der Möglichkeit von Interpersonalität zurückgeführt. Auf diese Weise leistet der Aufsatz einen Beitrag zur Selbstaufklärung der Ökonomik über ihre eigenen wissenschaftstheoretischen Grenzen.

Keywords:

Methodischer Individualismus, Interpersonalität, Institution, Methodologie der Ökonomik, Sozialphilosophie.

JEL classification: A12, A13, B41, B52, B55, D02, D63

1	Einführung: Grundprobleme im Selbstverständnis des Standardmodells der Wirtschaftswissenschaft.....	2
2	Die axiomatischen Grundlagen der Wirtschaftswissenschaft.....	3
2.1	Der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit: Positive Wissenschaft und das Problem der Gegenstandsbestimmung.....	3
2.2	Homo Oeconomicus und methodischer Individualismus: Die Entscheidungsfreiheit des einzelnen Subjektes und ihre modelltheoretische Abbildung	8
2.2.1	Einführung.....	8
2.2.2	Eigenständige Akteure.....	10
2.2.3	Die Abgrenzung zwischen Akteur und Umwelt und die Stabilität der Präferenzrelationen	11
2.2.4	Rationalität und die technischen Annahmen über die Präferenzrelationen	14
2.2.5	Nutzen und Eigeninteresse.....	15
2.3	Das Aggregationsproblem und die Gedankenfigur der unsichtbaren Hand.....	19
2.4	Der soziale Beziehungshorizont der Ökonomik	23
3	Die Differenz zwischen dem Beziehungshorizont des homo oeconomicus und dem Beziehungshorizont der Ökonomik	26
4	Ausblick: Ein wirtschaftsphilosophisch gerechtfertigtes Modell von Ökonomik	29

1	Einführung: Grundprobleme im Selbstverständnis des Standardmodells der Wirtschaftswissenschaft
---	--

Im vorliegenden Beitrag soll das Selbstverständnis des Standardmodells der Wirtschaftswissenschaft dargestellt und in seinen Grundproblemen diskutiert werden. Diese Probleme laufen auf die Frage zu, ob homo oeconomicus – als zusammenfassende Bezeichnung für die axiomatischen Grundlagen des Standardmodells – in der Lage ist, soziale Ordnung herzustellen, oder ob er für seine Funktionsfähigkeit und/oder Anwendbarkeit systematisch auf das Bestehen sozialer Ordnung angewiesen ist. Diese Frage ist für das Selbstverständnis der Wirtschaftswissenschaft und damit für ihre faktische Ausübung zentral, denn sie berührt die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer methodisch kontrollierten Abgrenzung zwischen Individuum (homo oeconomicus) und sozialer Umwelt (Institution); sie definiert den Gegenstands- und Methodenbereich, der im Rahmen einer wirtschaftswissenschaftlichen Untersuchung infrage kommen kann; sie legt das Verhältnis zwischen Wirtschaftswissenschaft und Sozialwissenschaft(en) im Sinne einer Abgrenzung

oder aber einer Integration fest; sie entscheidet darüber, welchen (Erklärungs- bzw. Analyse-) Beitrag Wirtschaftswissenschaft für die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse erbringen kann und damit welche Bedeutung Wirtschaftswissenschaft in unserer Gesellschaft zukommt.

Mit dieser Fragestellung verfolgt der Beitrag das Programm einer kritischen Selbstreflexion der Wirtschaftswissenschaft als Einzelwissenschaft auf Grundlage von Einsichten, die vor allem der Sozialphilosophie zuzuordnen sind. Die übergeordnete philosophische Grundlage dieser Selbstreflexion entstammt dabei der Transzendentalphilosophie, insbes. der Interpersonalitätsphilosophie von Johann Gottlieb Fichte. Im Ergebnis soll das Selbstverständnis des Standardmodells der Wirtschaftswissenschaft in einem entscheidenden Punkt präzisiert werden, um so das Programm einer sozialphilosophisch gerechtfertigten Wirtschaftswissenschaft zu entwerfen, die ihre eigenen Grenzen kennt und beachtet.

Zu diesem Zweck wird im folgenden Abschnitt das nach Auffassung des Autors dominante Selbstverständnis der Wirtschaftswissenschaft dargestellt. Die mit dem Standardmodell verbundenen Probleme werden im folgenden Abschnitt auf ein systematisches Kernproblem zurückgeführt, das mit der Frage umrissen werden kann, wie ein (rationaler) Akteur von einem anderen (rationalen) Akteur als solchem wissen kann und welche normativen Implikationen für eine soziale Ordnung mit einem solchen Wissen verbunden sind. Die transzendentalphilosophische Thematisierung dieser normativen Implikationen wird es erlauben, den axiomatischen Grundlagen der Wirtschaftswissenschaft eine systematische Begründung und zugleich Begrenzung zu geben. Auf dieser Erkenntnis aufbauend sollen schließlich die Umrisse einer sozialphilosophisch gerechtfertigten Wirtschaftswissenschaft skizziert werden, die sich selbst versteht.

2 Die axiomatischen Grundlagen der Wirtschaftswissenschaft

2.1 Der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit: Positive Wissenschaft und das Problem der Gegenstandsbestimmung

Die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaft im modernen Sinne wurde stark geprägt von Auseinandersetzungen um methodische Fragen. In diesen Fragen ging es vor allem darum, wie die „Wissenschaftlichkeit“ der Wirtschaftswissenschaft zu erreichen bzw. sicherzustellen sei. Gerade die oft kritisierten Annahmen über den homo oeconomicus sind zunächst gerade nicht auf Grundlage eines bestimmten „Menschenbildes“, also einer inhaltlichen Vorstellung über „den Menschen“ getroffen worden, sondern z.B. schon bei John Stuart Mill vor allem als Antwort auf das Problem, wie eine Analyse des menschlichen Handelns möglich ist, die Kriterien der Wissen-

schaftlichkeit genügt: nämlich durch Abstraktion und Fokussierung auf nur einen (zunächst scheinbar willkürlich gewählten) Aspekt des menschlichen Handelns.¹

Dennoch überlagern sich in der Entwicklung des homo oeconomicus Anforderungen der Wissenschaftlichkeit auch mit Überlegungen über die Eigenart des tatsächlichen menschlichen Verhaltens. Denn die moderne Wirtschaftswissenschaft versteht sich als „positive“ Wissenschaft,² die sich der „Erklärung“ von als „gegeben“ unterstellten Phänomenen widmet, und die insofern nicht auf einer lediglich willkürlichen Definition beruht.³ Die unterstellten Phänomene werden dabei betrachtet als im weitesten Sinne durch menschliches Verhalten bedingt bzw. verursacht. Sofern sich die angezielte Erklärung grundsätzlich an einem deduktiv-nomologischen Schema (insbes. Hempel-Oppenheim) orientiert,⁴ ergibt sich aus dem Bemühen um Wissenschaftlichkeit, dass auch das den Phänomenen zugrundeliegende menschliche Verhalten in einer Weise strukturiert sein muss bzw. als strukturiert unterstellt werden muss, die einer rationalen Betrachtung grundsätzlich zugänglich ist. Allein der bloße Anspruch auf Wissenschaftlichkeit einer in diesem Sinne positiven Wissenschaft erfordert demnach entweder die Annahme, dass die zu betrachtenden Zusammenhänge auf ontologischer Ebene selbst einer dem menschlichen Erkennen grundsätzlich zugänglichen Weise strukturiert sind – das betrachtete menschliche Verhalten und seine Wirkungen *sind* demnach rational – oder aber zumindest die methodologische Annahme, dass sie in einem System propositionaler Aussagen dargestellt werden können, das seinerseits wissenschaftlichen Ansprüchen genügt: Menschliches Verhalten und seine Wirkungen ließen sich damit so darstellen, *als ob* sie rational wären. (Dieses „als ob“ wird dann vor allem durch die aggregierten Folgen dieser Verhaltensweisen in ihrem institutionellen Kontext gesichert: Demnach wäre es insbes. dem Markt zu verdanken, dass das Gesamtergebnis des Verhaltens aller Marktteilnehmer als „rational“ erscheint, unabhängig davon, ob es auch auf Ebene der Individuen tatsächlich rational war.⁵) Sofern dabei ein Wissenschaftsideal verfolgt wird, dass sich vor al-

¹ Vgl. Michele Bee, Maxime Desmarais-Tremblay, „The Birth of Homo Oeconomicus: The Methodological Debate on the Economic Agent from J.S. Mill to V. Pareto“. In: Journal of the History of Economic Thought, Band 45, Nummer 1, 2023, S.4-5.

² Vgl. hierzu und im Folgenden: Gebhard Kirchgässner, „Homo Oeconomicus – Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“, 3. erg. u. erw. Aufl., Mohr Siebeck: Tübingen, „Homo Oeconomicus“, S.5-6, sowie S.301-303.

³ Vgl. ebd., S.60: „Selbstverständlich ist der homo oeconomicus ein theoretisches Konstrukt, und hierzu sind erhebliche Abstraktionen von der Realität notwendig. Bei diesen Abstraktionen dürfen jedoch die (für die jeweilige Untersuchung) wesentlichen Merkmale nicht verlorengehen, wenn dieses Konstrukt zur Erklärung tatsächlichen Verhaltens erfolgreich verwendet werden soll. Daher ist (in diesem Sinne) die ‚Realitätsnähe‘ des Verhaltensmodells wesentlich für seine Leistungsfähigkeit.“

⁴ Kirchgässner parallelisiert in dieser Hinsicht Ökonomik und Physik, vgl. ebd. S.277.

⁵ So ist es nach Gary S. Becker sehr wohl möglich, dass die Individuen selbst sich irrational verhalten, aber die „Ergebnisse“ des Marktes so aussehen, „als ob“ sich die Individuen rational verhielten. Vgl. Gary S. Becker, „Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens“, übersetzt von M. Vanberg und V. Vanberg, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck): Tübingen, 1982, S. 169.

lem an den Naturwissenschaften orientiert, ergibt sich die Notwendigkeit, dieses System propositionaler Aussagen als streng logisches zu konzipieren, es also zu mathematisieren.

Was an den betrachteten Zusammenhängen im Rahmen der Wirtschaftswissenschaften genau als „rational“ unterstellt wird, kann an dieser Stelle noch nicht abschließend benannt werden, jedoch ist bereits jetzt darauf hinzuweisen, dass es offenbar eine „verdeckte“ Rationalität sein muss, eine „Rationalität“, die sich nicht unmittelbar als solche zu erkennen gibt, die also durch eine ihr entsprechende menschliche Alltagserkenntnis bzw. durch bloße Introspektion nicht unmittelbar aufgedeckt werden kann. Andernfalls bräuchte man ja keine eigene Wissenschaft bzw. die Wirtschaftswissenschaft wäre eine selbst-erständliche Angelegenheit, die lediglich das ausdrücken würde, was sich jedermann ohnehin schon immer gedacht hat. Die menschlichen Angelegenheiten wären dem Alltagsverstand ohne Weiteres transparent, denn sie wären nach dem Maß der „Logik“ des Alltagsverstands strukturiert: Menschliches Verhalten als Ursache und seine Wirkung wären tatsächlich exakt so, wie sie Menschen selbst in ihren alltäglichen Handlungen konzipieren und antizipieren. Wirtschaftswissenschaft will als positive Wissenschaft also eine Wissenschaft sein, die nicht in Alltagstheorien bzw. Alltagserfahrungen aufgeht, sondern eine spezifische gedankliche Anstrengung erfordert.

Die von der Wirtschaftswissenschaft in Bezug auf ihren Gegenstandsbereich – das betrachtete menschliche Verhalten – unterstellte „Rationalität“ bezeichnet dabei zunächst lediglich den simplen Umstand, dass Menschen ein planendes, vorausschauendes Verhältnis zu ihrem Verhalten einnehmen können und insofern von einem unwillkürlichen oder instinktivem *Verhalten* i.e.S zu einer *Handlung* übergehen können, die als solche bewusst vollzogen und auf einen bewusst gewählten Zweck ausgerichtet ist. Dieser Aspekt wird in den Abschnitten 2.2, weiter zu differenzieren sein.

An dieser Stelle ist jedoch noch eine weitere Implikation zu beleuchten, die sich aus dem Selbstverständnis der Wirtschaftswissenschaft ergibt. Denn es stellt sich die Frage, was hier genau als „gegeben“ unterstellt wird, von welcher Art also die Phänomene sind, die als real und einer wissenschaftlichen Erklärung zugänglich vorausgesetzt werden? Wie lässt sich also der Gegenstandsbereich von Wirtschaftswissenschaft näher charakterisieren?

In der Geschichte der Ökonomik zeigt sich ein immer weiter voranschreitender Prozess der Abstraktion von konkreten Inhaltsbestimmungen hin zu einer reinen Formalisierung, die verbunden ist der Abfolge von Konzepten einer objektiv und material bestimmten „Glückseligkeit“ hin zu einer rein individuellen und subjektiven Vorstellung von „Glück“, und damit verbunden von einem Zweck-Mittel-bezogenen Konzept von „Nützlichkeit“ hin zu einem „zwecklosen“ bzw. selbstzwecklichen, vollständig formalen Konzept von „Nutzen“. Insbesondere in der Neuzeit ist dieser Prozess eng verbunden mit der Entwicklung des „Utilitarismus“ als einer ethischen

Theorie, die eine immer weitgehendere Verbindung mit der neoklassischen Form von Ökonomik als Wissenschaft aufweist.⁶ Als Ergebnis dieser Entwicklung lassen sich heute zwei grundsätzliche Antworten auf die Frage nach dem Gegenstandsbereich ausmachen: eine gegenstandsbezogene und eine methodenbezogene.⁷ Die gegenstandsbezogene Antwortstrategie geht davon aus, dass innerhalb der als gegeben unterstellten Welt ein bestimmter Bereich der Realität abgegrenzt werden kann, auf den sich die Ökonomik in ihrer Weltbetrachtung bezieht.⁸ Die Ökonomik ist dann eine Wissenschaft, die dadurch definiert ist, dass sie sich auf genau diesen empirischen Gegenstandsbereich bezieht. Mögliche Bestimmungen dieses Gegenstandsbereiches wären die Betrachtung der „Hauswirtschaft“, des „Marktes“ und schließlich – schon abstrakter werdend – von Handlungsweisen, die auf *materiellen Wohlstand*, insbes. den Gelderwerb bezogen sind, oder aber die sich als Teil eines *Tausches* interpretieren lassen. So behandelt die politische Ökonomik beispielsweise nach dem jungen J. St. Mill von 1836 den Menschen

„solely as a being who desires to possess wealth, and who is capable of judging of the comparative efficacy of means for obtaining that end. It predicts only such of the phenomena of the social state as take place in consequence of the pursuit of wealth.”⁹

„Wealth“ wurde dabei von ihm konzipiert als jedes angenehme und quantitativ begrenzte Objekt der Begierde.¹⁰ In dieser Definition ist durch den Bezug auf konkrete Objekte der Begierde einerseits noch ein „realer“ Gegenstandsbereich der Ökonomik enthalten, die inhaltliche Unbestimmtheit der unter dem Begriff „Wealth“ zusammengefassten Objekte einerseits und der Bezug auf den psychologischen Aspekt der „Begierde“ andererseits weisen aber schon voraus auf die sich dann ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollziehende Abstraktion von jeder objektbezogenen Gegenständlichkeit der Ökonomik hin zu einer scheinbar objektlosen „psychologischen“ bzw. genauer: mentalen Perspektivierung (vgl. dazu auch das folgende Kapitel): Das moderne Standardmodell der Ökonomik kennt keine Eingrenzung mehr auf spezifische, empirisch abgrenzbare und in diesem Sinne „gegenständliche“ Gegebenheiten der realen Welt, sondern formuliert eine abstrakte Perspektive der Weltbetrachtung, die nach ihrem Selbstverständnis grundsätzlich auf *alle* menschlichen Angelegenheiten anwendbar ist: Ökonomik ist damit definiert rein über ihre

⁶ Vgl. Ottfried Höffe, „Nutzen/Nützlichkeit: III. Neuzeit“, in: Ritter, J. / Gründer, K. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 6, WBG, 1984, Sp. 1001-1008.

⁷ Vgl. hierzu und im folgenden Georg Trautnitz, „Normative Grundlagen der Wirtschaftsethik – Ein Beitrag zur Bestimmung ihres Ausgangsparadigmas“, Duncker & Humblot: Berlin, 2008, S.230-242.

⁸ Vgl. Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.1-3.

⁹ John Stuart Mill, „On the Definition of Political Economy; and on the Method of Investigation Proper to It“. In: The Collected Works of John Stuart Mill, Band IV: Essays on Economics and Society, Liberty Fund: Indianapolis, 2006, S.321.

¹⁰ Vgl. Michele Bee, Maxime Desmarais-Tremblay, „The Birth of Homo Oeconomicus“, 2023, S.5.

Methode der Weltbetrachtung, ihre Perspektive,¹¹ nicht mehr über einen spezifischen Gegenstandsbereich.¹²

Offen bleibt dabei aber, woher diese Perspektive ihre Berechtigung erfährt, durch was sie also begründet wird. Auch die Ökonomen, die ihre eigene Forschung in diesem Sinne einer methodenbezogenen Ökonomik zuordnen, behaupten nicht, dass sie ein Glasperlenspiel betreiben. Vielmehr wird darauf abgestellt, dass die Perspektive, die die Ökonomik formuliert, in der Realität, also in den Handlungsvollzügen der Menschen zwar nicht unmittelbar in dieser Form vorkommt, aber dass es in empirischen Handlungsvollzügen dennoch Anhaltspunkte gibt, die bei einer abstrahierenden und in diesem Sinne vereinseitigenden theoretischen Betrachtung schließlich zur axiomatischen Reinform des homo oeconomicus führen: Der homo oeconomicus ist ein – im Sinne Max Webers: – *idealtypisches* Individuum, das allenfalls nur einen extrem kleinen und analytisch konstruierten Ausschnitt aus dem realen menschlichen Verhaltensrepertoire abbildet und darauf radikal reduziert wird. Deshalb kommt es der Ökonomik auch nicht so sehr auf die Repräsentativität ihres Modells für das Verhalten *von einzelnen* Menschen an, sondern auf eine Betrachtungsweise, die – wie oben schon erwähnt – lediglich auf Ebene der aggregierten, systemischen Ebene als Interpretament ihre empirische Relevanz beweisen soll: Menschen handeln zwar nicht wie ein homo oeconomicus, aber das aggregierte Gesamtergebnis der Handlungen von vielen Menschen lässt sich – zumindest unter bestimmten institutionellen Voraussetzungen – so interpretieren, *als ob* es durch derartige „Zombies“ zustande gekommen wäre. Dieser Punkt hängt eng mit der Gedankenfigur der „unsichtbaren Hand“ zusammen, die in Kapitel 2.3 näher beleuchtet wird.

Inwiefern dieses idealtypisch konstruierte Verhaltensmuster kultur- und zeitunabhängige, also universelle Geltung beanspruchen kann, oder aber nur in bestimmten, insbes. neuzeitlich-kapitalistischen Kontexten relevant ist, das bleibt zumeist unbeantwortet. Denn die derzeit dominierende Standardökonomik befasst sich faktisch vor allem mit dem *aktuellen* wirtschaftlichen Geschehen und hat in der Regel nur wenig Interesse an der Betrachtung historischer Zusammen-

¹¹ Diese Perspektive wird in den einschlägigen Veröffentlichungen als „*approach*“ bezeichnet. Vgl. Bernd Biervert, Josef Wieland: „Gegenstandsbereich und Rationalitätsform der Ökonomie und der Ökonomik“. In: Bernd Biervert, Klaus Held, Josef Wieland (Hrsg.): Sozialphilosophische Grundlagen ökonomischen Handelns, Suhrkamp: Frankfurt a.M., 1990, S.20: „Der Erklärungsanspruch eines *approach* bezieht sich also nicht *direkt* auf menschliches Handeln und Verhalten, sondern ist eher eine analytische Perspektive, ein Forschungsansatz professioneller Ökonomen. Der *approach* behauptet also nicht, dass Menschen real so handelten oder handeln sollten, sondern mit ihm wird die Erforschung menschlichen Handelns organisiert.“ Kursiv i.O.

¹² Vgl. Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.8: „Mit Hilfe der Ökonomik können Vorgänge im Rahmen nicht-marktlicher Prozesse genauso gut oder schlecht untersucht werden wie Vorgänge auf Märkten, da es sich bei der Ökonomik um eine Anwendung eines *allgemeinen* Modells menschlichen Verhaltens handelt.“ Kursiv i.O.

hänge oder von menschlichem Verhalten außerhalb des derzeitig dominierenden Wirtschaftssystems.

2.2 Homo Oeconomicus und methodischer Individualismus: Die Entscheidungsfreiheit des einzelnen Subjektes und ihre modelltheoretische Abbildung

2.2.1 Einführung

Sowohl in einer gegenstands- als auch in einer methodenbezogenen Definition von Ökonomik steht das Entscheidungsverhalten von Akteuren im Zentrum der Betrachtung. Diese Akteure stellen eine idealtypische Repräsentation von natürlichen Individuen dar und bilden diese ab, indem sie ihr Entscheidungsverhalten auf bestimmte Merkmale reduzieren. Diese Reduktion ist aus Sicht der Ökonomik notwendig, um sich selbst als Wissenschaft konstituieren zu können: Denn das betrachtete „reale“ Verhalten muss Minimalbedingungen von „Rationalität“ erfüllen, wenn es erstens in einem System „rationaler“ Aussagen abgebildet werden soll, das zweitens zudem dem Ideal einer „naturwissenschaftlichen“ bzw. nomologischen Erklärung nachgebildet ist. Die Annahme der Rationalität der betrachteten Akteure beruht also nicht unmittelbar auf einem bestimmten Menschenbild, sondern vielmehr auf einem bestimmten Wissenschaftsbild, das ein bestimmtes kategoriales Framing für den betrachteten Ausschnitt der Welt erfordert. Die unterstellte Minimalrationalität der betrachteten Akteure wäre demnach also notwendig, damit das interessierende Verhalten überhaupt im Rahmen eines auf mindestens Regelmäßigkeit und logische Strukturierung, letztlich aber Mathematisierung zielenden Aussagesystems abgebildet werden kann: Ohne Minimalrationalität der betrachteten Welt keine positive Wissenschaft vom Entscheiden.¹³

Die idealtypische Konstruktion der Akteursperspektive, die die Ökonomik in ihrem wissenschaftlichen Erklärungsanspruch einnimmt, und die in der Gedankenfigur des homo oeconomicus zusammengefasst sind, beruht auf folgenden Elementen, die im Folgenden erläutert werden:

1. Die Ökonomik betrachtet die Welt aus der Perspektive von eigenständigen Akteuren, die Entscheidungen treffen.

¹³ Dieser Zusammenhang zeigt sich gerade im Rahmen der „behavioral economics“ besonders deutlich. Auch wenn diese im Rahmen empirischer Untersuchungen gerade die typischen *Abweichungen* bzw. „Anomalien“ vom neoklassischen Entscheidungsmodell deutlich macht, so benötigt diese Strömung dennoch die Annahmen des neoklassischen Entscheidungsmodells als Negativfolie: Dieses gibt das Kategorienraster vor, anhand dessen das reale Verhalten überhaupt erst im Hinblick auf mögliche Übereinstimmungen und Abweichungen analysiert werden kann. Anschließend sind dann die gefundenen Abweichungen wiederum im Rahmen einer möglicherweise übergeordneten, z.B. gattungsbezogenen etc., „Rationalität“ zu interpretieren. Und nur im Hinblick auf diese Abweichungen ergeben sich dann relevante Aussagen für eine zielführende Gestaltung von Institutionen. Ohne die Negativfolie des neoklassischen Entscheidungsmodells bleibt das „reale“ Entscheidungsverhalten theoretisch letztlich opak. Zur Diskussion der empirischen Abweichungen bzw. „Anomalien“ vom neoklassischen Entscheidungsmodell vgl. Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.202-223.

2. Diese Akteure sind je für sich eigenständig und damit vollständig abgegrenzt gegen alles, was Nicht-Akteur, also Umwelt ist: es wird demnach eine eindeutige Trennung von Akteur und Umwelt angenommen.
3. Die Akteure entscheiden sich zwischen *vorgegebenen* Handlungsmöglichkeiten.
4. Die Akteure entscheiden innerhalb einer minimal-rationalen Logik, die durch Alles-in-Allem-Urteile der Akteure über die relative Vorzugswürdigkeit der gegebenen Handlungsmöglichkeiten zueinander gemäß ihres tatsächlichen Informationsstandes ausgedrückt wird. (Die Annahme vollständiger Informiertheit der Akteure über alle Umweltzustände ist für diese minimal-rationale Logik nicht erforderlich).
5. Die Akteure bilden subjektive Erwartungen über zukünftige Umweltzustände. Die Akteure wissen dabei um die objektive Unvollständigkeit ihres Wissens über die Zukunft; diese ist für sie unsicher. Dennoch sind die erwarteten Umweltzustände und die erwarteten Eintrittswahrscheinlichkeiten für die Akteure jeweils ein (erwartetes) datum.
6. Diese Entscheidungslogik der Akteure wird über ein System von Präferenzrelationen ausgedrückt, das erstens als *gegeben* und zweitens als *stabil* relativ zu den betrachteten Umweltveränderungen unterstellt wird. Innerhalb eines spezifischen Untersuchungsdesigns, d.h. bei gegebenem explanandum, werden unterschiedliche Umweltzustände und ihre Wirkungen auf die Entscheidungen der betrachteten Akteure untersucht, was nur möglich ist, wenn das Präferenzsystem unverändert bleibt. Die Ökonomik interessiert sich auch nicht für die (insbes. psychologische) Entstehung von Präferenzen.¹⁴
7. Alles, was die Akteure tun und lassen, ihr gesamtes Entscheidungsverhalten, wird bei gegebenen Umweltzuständen auf dieses stabile Präferenzsystem zurückgeführt, d.h. die unterstellten Akteure können sich zu ihren Präferenzen nicht verhalten, ihr Präferenzsystem also nicht kraft eines *Willensentschlusses* und/oder kraft eigener *Einsicht* ändern (es sei denn innerhalb eines wiederum gegebenen Systems von „Meta-Präferenzen“, was jedoch theoretisch redundant wäre).
8. Die formal-analytische Beschreibung dieses Präferenzsystems erfolgt über eine Nutzenfunktion. Nutzen wird dabei definiert als ein Maß individueller Bedürfnisbefriedigung. Die Bedürfnisse sind der motivationale Ursprung der Präferenzen. Die Struktur der Bedürfnisse wird dabei als qualitativ (Anzahl der Bedürfnisarten) und quantitativ (Ausmaß/Stärke des einzelnen Bedürfnisses) unbegrenzt konzipiert (positiver

¹⁴ Vgl. ebd., S.29.

Grenznutzen), sodass homo oeconomicus permanent und ohne Ausnahme nach der Befriedigung von Bedürfnissen strebt. In diesem Sinne ist er dadurch definiert, seinen *Nutzen zu maximieren*.

9. Kosten entstehen dadurch, dass jede Entscheidung zugunsten einer Handlungsmöglichkeit eine andere Handlungsmöglichkeit, die möglich gewesen wäre, ausschließt. Der hypothetisch erwartete Nutzenwert, der vor der Ablehnung dieser (zweitbesten) Handlungsmöglichkeit noch zu realisieren möglich gewesen wäre, der nach der Entscheidung aber unrealisierbar geworden ist, quantifiziert den ökonomischen Begriff der Kosten: Kosten sind „Opportunitätskosten“, also durch Entscheidungen (Festlegungen auf eine Handlungsmöglichkeit) entgangenes Nutzenpotential. Die Rationalitätsannahme der Nutzenmaximierung stellt dabei sicher, dass immer nur diejenige Handlungsalternative gewählt wird, deren Nutzenwert jeweils am größten ist, sodass auch nach Abzug der Opportunitätskosten ein positiver Netto-Nutzenwert verbleibt: Entscheidungen dienen dazu, sich in der gegebenen Situation „besser“ zu stellen.

Im Folgenden sollen diese Aussagen erläutert und in ihrem Zusammenhang dargestellt werden. Deshalb fassen die folgenden Ausführungen einzelne Punkte der obigen Aufzählung zusammen:

2.2.2 Eigenständige Akteure

Der Kern der ökonomischen Wissenschaft besteht in der Übernahme bzw. Verwendung einer Perspektive, die ein idealtypisch konstruierter Akteur in Bezug auf die Welt einnimmt. Dieser Akteur findet seine ideengeschichtliche Grundlage in der neuzeitlichen Vorstellung von einem freien Individuum. In der Herausbildung dieser spezifischen Vorstellung überschneiden sich religiöse, insbes. jüdisch-christliche, griechisch-antike und spezifisch neuzeitliche, insbes. mit der Aufklärung verbundene Gedankenströmungen, die hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden können. Es sei aber darauf hingewiesen, dass ein entscheidender Schritt zur Herausbildung dieser Vorstellung aus den gedanklichen Anstrengungen folgte, die in der beginnenden Neuzeit unternommen wurden, um Ansprüche auf wahres Wissen zu prüfen: Die kritische Prüfung von fragwürdig gewordenen Wissensansprüchen zum Zwecke der Selbstvergewisserung über die anzunehmenden und die abzulehnenden Wissensinhalte insbes. bei Descartes und Kant bildete nicht nur für die neuzeitliche Wissenschaft das Modell methodischer Wissensprüfung überhaupt (methodischer Zweifel) sondern darüber hinaus auch das Muster einer epistemischen Verselbständigung des Individuums und seines Weltbezuges. Vor dem Hintergrund des descartes'schen „cogito“ und des kantischen „ich denke, das alle meine Vorstellungen muss begleiten können...“ erscheint die von der Ökonomik als Wissenschaft profilierte methodische Perspektive, die Welt aus den Augen eines idealtypischen Individuums zu betrachten, zumindest als nicht-willkürlich

und auch nicht als Ausdruck und Reflex eines spezifischen, insbes. bürgerlichen Interesses.¹⁵ Die Ökonomik in ihrer Standardlehrbuchform interessiert sich jedoch kaum für eine epistemische, erkenntniskritische oder ideengeschichtliche Genese ihres methodischen Instrumentariums, sie verwendet es.

Die epistemische Eigenständigkeit des erkenntniskritisch gewonnenen „cogito“ wird im Rahmen der Ökonomik jedoch wesentlich verkürzt auf die praktische Fähigkeit, zu wählen zwischen vorgegebenen Handlungsmöglichkeiten. Die Ökonomik betrachtet das Leben als eine unendliche Abfolge von diskreten Entscheidungen, die sich auf die Wahl, auf das Vorziehen und Zurücksetzen von dem Individuum vorgegebenen Handlungsmöglichkeiten beziehen. Auch die Entscheidung, sich nicht zu entscheiden, oder nach weiteren Informationen zu suchen etc. sind nach diesem Modell Entscheidungen zwischen vorgegebenen Handlungsmöglichkeiten. Diese unendliche Abfolge von diskreten Einzelentscheidungen wird dabei aber nicht als solche in den Blick genommen. Homo oeconomicus fehlt das kognitive Instrumentarium, um sich über seine Bedürfnisstruktur als solche bewusst zu werden; er kann sich selbst nicht aufklären über die Richtung oder die (insbes. moralische oder religiöse) Bedeutung seiner Einzelentscheidungen in ihrem Gesamtzusammenhang. Homo oeconomicus hat keine material bestimmte Vorstellung von seinem Leben als Ganzem; er kennt keine Maxime im kantischen Sinne. Die einzige Klammer, die diese Einzelentscheidungen theoretisch umfasst, ist das auf seine (gegebenen und stabilen) Bedürfnisse als solche gehende und niemals suspendierte Streben nach „bestmöglicher“ Befriedigung, d.h. seine *Nutzenmaximierung*.

2.2.3 Die Abgrenzung zwischen Akteur und Umwelt und die Stabilität der Präferenzrelationen

Die analytische Abgrenzung zwischen eigenständigem Akteur und Umwelt ist ein zentrales Merkmal des ökonomischen Erklärungsmodells. Homo oeconomicus entscheidet eigenständig in dem Sinne, dass die Ökonomik per definitionem keine hinter diesen Entscheidungen liegenden Ursachen, Bedingungen, Voraussetzungen betrachtet – weder interne, psychologische noch externe, nicht-akteursbezogene. Das bedeutet unter anderem auch, dass eine Beeinflussung des *Präferenzsystems* von homo oeconomicus durch seine soziale Umwelt im Standardmodell nicht vorgesehen ist, auch wenn einige Ökonomen soziale Beeinflussungen durch Parameter innerhalb

¹⁵ Vgl. Georg Trautnitz, „Interpersonalität als Paradigma der Sozialwissenschaften? Versuch einer Überwindung des methodischen Individualismus im Ausgang der Descartes’schen Erkenntniskritik“. In: Zeitschrift Für Kultur- und Kollektivwissenschaft, Band 2, Heft 2, 2016, S.11-42.

der akteurseigenen Nutzenfunktion abzubilden versuchen.¹⁶ Dennoch bleiben in allen Strömungen innerhalb der Ökonomik die *präferenzbasierten Einzelentscheidungen* von homo oeconomicus der letzte Erklärungsgrund der ökonomischen Analyse. Das ist der Kern des Erklärungsprogramms des methodischen Individualismus.

Die Trennung zwischen eigenständigem homo oeconomicus und Umwelt ist für das Selbstverständnis der Ökonomik von zentraler Bedeutung. Erstens ist mit dieser Trennung die Absage an „holistische“ Erklärungsmodelle als Alternative zum ökonomischen Erklärungsmodell verbunden. Als „holistisch“ werden in der Ökonomik Erklärungsmodelle bezeichnet, die als Erklärungsgründe auch über-individuellen Ganzheiten und Entitäten wie „Klasse“, „Gesellschaft“, „Struktur“ zulassen. (Derartige Ganzheiten wären in der Ökonomik nur als explanandum, also als intendiertes oder unintendiertes Resultat der Entscheidungen von Individuen zugelassen).¹⁷ Dabei lassen sich in der Geschichte der Ökonomik unterschiedliche Grade der Ablehnung von bzw. unterschiedliche Grade der Öffnung hin zu derartigen Kategorien feststellen.¹⁸ Im Extremfall des neoklassischen Modells werden die unterstellten Akteure nicht nur begrifflich („Individuum“), sondern auch konzeptionell als „Atome“ behandelt, deren Eigenständigkeit so radikal verstanden wird, dass sie in einem Stadium der A-Sozialität existieren, und deshalb auch noch keine sozialen, kulturellen, religiösen oder andersartigen normative Einschränkungen für ihr Nutzenkalkül kennen. Dieser Extremfall ist insbesondere dann relevant, wenn die Ökonomik versucht, einen Beitrag zur Erklärung sozialer Ordnung zu leisten.¹⁹

Zweitens ist die Abgrenzung zwischen Akteur und Umwelt deshalb für die Ökonomik zentral, weil die Einzelentscheidungen der Akteure konzipiert werden als Reaktion auf Umweltbedingungen („Restriktionen“ oder „Anreize“). Homo oeconomicus verändert nichts auf Grundlage einer Idee, eines neuen Gedankens, einer neuen Eingebung. Er ändert sich nicht, nicht die Welt, er hat kein kreatives Potential: er reagiert nur, indem er sich an veränderte Umweltbedingungen

¹⁶ Zu den unterschiedlichen Versuchen, soziale Präferenzen in das Standardmodell der Ökonomik zu integrieren, und die Gründe für die Widerstandsfähigkeit des atomistischen Individualismus der Neoklassik vgl. Stavros A. Drakopoulos, „The Conceptual Resilience of the Atomistic Individual in Mainstream Economic Rationality“, 2022, abgerufen unter: <https://mpra.ub.uni-muenchen.de/112944/>, am 03.06.2025.

¹⁷ Das Programm, „soziale“ Phänomene auf *individuelle* Handlungen bzw. Entscheidungen zurückzuführen, wird in der Ökonomik zumeist in expliziter Abgrenzung zu einem angeblich sozialwissenschaftlichen „methodologischen Kollektivismus“ bzw. „Holismus“ als „methodologischer Individualismus“ bezeichnet. Vgl. Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.94, sowie Dieter Schneider, „Betriebswirtschaftslehre, Band 4: Geschichte und Methoden der Wirtschaftswissenschaft“, Oldenbourg Wissenschaftsverlag: München, 2001, S. 31 f., sowie insbes. S. 447 ff. Zu den Ursprüngen dieser Begriffsbildung insbes. bei Menger, Schumpeter, Hayek, Popper und Watkins vgl. ebd., sowie Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S. 22-24.

¹⁸ Vgl. hierzu und im Folgenden: Lars Udehn, „The Changing Face of Methodological Individualism“. In: Annual Review of Sociology, 2002, Heft 28, S.479-507.

¹⁹ Dieser Zusammenhang wird in Kapitel 2.4 näher erläutert.

so anpasst, dass seine Bedürfnisbefriedigung maximiert wird. (Kreativität, also die Fähigkeit prinzipiell *Neues* zu erdenken, wäre ein tödlicher Angriff auf die Rationalitätsbedingung von Wissenschaft; ein kreativer Mensch lässt sich nicht im Sinne einer positiven Wissenschaft abbilden). Deshalb untersucht die Ökonomik primär nicht die einzelnen Entscheidungen oder Handlungen von Menschen und auch nicht das absolute Niveau von zu erklärenden Variablen, sondern die *Veränderungen* im Handeln von Menschen und die *Veränderungen* von Variablenausprägungen: es geht zunächst um eine komparativ-statische Analyse, in der beobachtbare Verhaltensänderungen befragt werden nach der ihnen innewohnenden Rationalität, und das bedeutet, es wird unterstellt, die Akteure haben sich mit ihrem veränderten Verhalten an veränderte Umweltbedingungen angepasst. Das grundsätzliche Motivations- und Handlungsrepertoire der Akteure, ihre Bedürfnisstruktur bzw. ihre Nutzenfunktion wird beim Vergleich unterschiedlicher Handlungsweisen also als konstant unterstellt und die Verhaltensänderung wird zurückgeführt auf (wahrgenommene, tatsächliche oder erwartete) Änderungen der Umweltbedingungen. Um ein Beispiel zu geben: Änderungen der Geburtenrate werden nach diesem Erklärungsmodell grundsätzlich zurückgeführt auf veränderte (erwartete) Steuersätze, veränderte (erwartete) Betreuungsmöglichkeiten für Kleinkinder, veränderte (erwartete) Arbeitsmarktsituationen, veränderte (erwartete) Sicherheitsbedingungen etc. und nicht auf veränderte Lebenseinstellungen, Präferenzen, Wertvorstellungen. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Ökonomik nicht empirisch offensichtliche Veränderungen in den Lebenseinstellungen, Präferenzen und Wertvorstellungen berücksichtigen könnte; jedoch kann sie derartige Veränderungen ausschließlich als exogenes Datum interpretieren, für dessen Erklärung sie nichts beizutragen hat. Wenn hingegen die Ökonomik akzeptieren würde, dass Änderungen insbes. in der sozialen Umwelt auf das grundsätzliche Verhaltensrepertoire der Menschen, ihre mentale Struktur (Nutzenfunktion als solche) zurückwirken, dann würde sie ihren Status als Einzelwissenschaft gefährden; sie würde letztlich zusammenfallen mit einer allgemeinen Theorie menschlichen Verhaltens, in der Makrogrößen (Umwelt) nicht mehr ausschließlich entweder auf Ebene der zu erklärenden Phänomene (explanandum) oder als gegebene Restriktionen (Umweltbedingungen) für das Entscheidungskalkül der Individuen erscheinen, sondern direkt selbst als explanans infrage kämen. Wenn das atomistische, a-soziale Individuum also das eine Extrem in der Spannweite möglicher Modellvarianten bezeichnet, so liegt das andere Extrem in der Auffassung, dass Makro-Variablen (wie z.B. „Klasse“, „Struktur“...) grundsätzlich ausreichend sind, um Makro-Phänomene zu erklären. Abgeschwächt wird diese Extremvariante durch die Auffassung, dass der Erklärungsbeitrag von Makro-Variablen nur dadurch gesichert werden

kann, dass sie eine Beeinflussung von Verhaltensweisen der Individuen (Änderungen der Nutzenfunktion) bewirken.²⁰

Die Trennung zwischen Individuum und Umwelt ist innerhalb der Ökonomik also nicht lediglich eine analytisch-begriffliche, sondern sie hat eine konzeptionelle Bedeutung, insofern sie die *Eigenständigkeit* der betrachteten Akteure als letzten, nicht weiter reduzierbaren und damit unerklärlichen und substantiellen Erklärungsgrund für alle Erklärungen behauptet und sich damit in die abendländischen Tradition des individuellen Freiheitsbewusstseins einfügt.

2.2.4 Rationalität und die technischen Annahmen über die Präferenzrelationen

Dier hier thematisierte Form von Rationalität wird in der ökonomischen Literatur als „beschränkt“ bezeichnet, weil sie nicht impliziert, dass homo oeconomicus vollständiges Wissen über die Welt besitzt. Sein Wissensstand ist gegenüber den tatsächlichen Gegebenheiten und Zusammenhängen in der Welt defizitär und seine Entscheidungen muss er also im Zustand objektiver Unsicherheit fällen. Ob er von dieser objektiven Unsicherheit selbst weiß, kann hier offenbleiben.

Dennoch können alle gegebenen Handlungs- bzw. Entscheidungsoptionen von homo oeconomicus in Bezug auf ihre relative Vorteilhaftigkeit zueinander bewertet werden, mindestens anhand einer Präferenzordnung, die insgesamt aus den Relationen „gleich gut oder besser als“, „gleich gut oder schlechter als“ und „gleich gut“ besteht. Aus dieser „schwachen“ Präferenzordnung kann dann eine „starke“ Präferenzordnung mit den eindeutigen Relationen „besser als“, „schlechter als“, „gleich gut“ abgeleitet werden. Die Präferenzordnung ist also „vollständig“, da sie sich auf *alle* möglichen Handlungs- bzw. Entscheidungsoptionen beziehen kann.

Zweitens erfordert die unterstellte Minimal-Rationalität, dass diese Präferenzordnung in sich widerspruchsfrei also „transitiv“ ist: Wenn im Verhältnis von drei Handlungsmöglichkeiten A, B und C gilt: „A ist mindestens so gut wie B“ und „B ist mindestens so gut wie C“, dann muss auch gelten, dass homo oeconomicus bei einem direkten Vergleich von A und C zu dem Ergebnis kommt: „A ist mindestens so gut wie C“.

Drittens wird angenommen, dass die Präferenzordnung „reflexiv“ sei, also auch Vergleiche jeder Handlungsmöglichkeit mit sich selbst enthält und dabei stets, unabhängig von äußeren Einflüssen, gilt, dass eine Handlungsmöglichkeit verglichen mit sich selbst für gleichwertig gehalten wird ($A = A$).

²⁰ Eine solche Auffassung würde Colemans Badewannen-Modell der Erklärung entsprechen, vgl.: Jens Greve, Annette Schnabel, Rainer Schützeichel, „Das Makro-Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung – Zur Einleitung“, in: Jens Greve, Annette Schnabel, Rainer Schützeichel (Hrsg): Das Makro-Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung – Zur Ontologie, Methodologie und Metatheorie eines Forschungsprogramms, VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 2009, S. 7-17.

Die drei anderen, üblicherweise angenommenen Eigenschaften einer Präferenzordnung sind vor allem für den im Lehrbuch-Standardfall unterstellten Vergleich von *Mengenkombinationen* von Gütern relevant. Das bedeutet, dass der von homo oeconomicus jeweils betrachtete Ausschnitt der Welt, nicht nur qualitativ in bestimmte „Güter“, also eindeutig gegeneinander abgegrenzte Objekte des Begehrens, unterteilt werden kann, sondern darüber hinaus die jeweiligen Güter bzw. Güterkombinationen in sich quantifiziert werden können, also jeweils ein mengenmäßiges „mehr“ und „weniger“ ermöglichen. Die Annahme der „*Stetigkeit*“ bedeutet dann, dass auch in der unmittelbaren quantitativen Umgebung einer beliebigen Gütermengenwahl die Präferenzrelationen angewendet werden können: alle beliebigen Mengenverhältnisse lassen sich innerhalb der Präferenzordnung bewerten. „*Monotonie*“ bedeutet, dass im direkten Vergleich zwischen zwei ansonsten identischen Gütermengenkombinationen (Ungüter, wie z.B. verschmutztes Trinkwasser, und neutrale Güter werden dabei aus der Betrachtung ausgeschlossen), diejenige vorgezogen wird, die in mindestens einem Gut eine minimal größere Menge aufweist: mehr von etwas (das weder von vorneherein Ungut noch neutrales Gut ist), ist nach dieser Annahme also immer(!) besser. „*Konvexität*“ bedeutet, dass eine Kombination bzw. „Mischung“ von zwei als gleichwertig bewerteten, gegebenen Gütermengenkombinationen als mindestens so gut bewertet wird wie diese jeweils selbst.

2.2.5 Nutzen und Eigeninteresse

Diese Annahmen über die Rationalität der Präferenzordnung können verwendet werden, um eine entsprechende Nutzenfunktion zu definieren, die jeder beliebigen Handlungsmöglichkeit (Gütermengenkombination) einen bestimmten Nutzenwert zuordnet. Inhaltlich wird der Nutzen als Maß individueller Bedürfnisbefriedigung interpretiert. Ein höherer Nutzenwert von A gegenüber B bildet also die Präferenzrelation „A wird gegenüber B vorgezogen“ ab. Eine informationsidentische Transformation der Präferenzrelation in eine Nutzenfunktion führt zur Annahme einer *ordinalen* Nutzenfunktion, was bedeutet, dass eine beliebig große positive Differenz zweier Nutzenwerte A und B ausschließlich im Hinblick auf die absolute Relation „A größer als B“ interpretiert werden kann, während die zahlenmäßige Bestimmung der Größe der Differenz (und damit auch die Höhe des Grenznutzens) keine interpretierbare Bedeutung besitzt. In einer *kardinalen* Nutzenfunktion hingegen wären die Differenzgrößen interpretierbar als (Motivations-) Stärke, mit der eine Handlungsmöglichkeit gegenüber einer anderen bevorzugt wird.

Die Annahme der Monotonie der Präferenzrelation entspricht der Annahme eines positiven Grenznutzens, d.h. ein Mengenzuwachs von einem Gut wird von homo oeconomicus immer positiv bewertet. Die Vollständigkeit der Präferenzrelation führt zusammen mit der Annahme der Monotonie dazu, dass die Nutzenfunktion keine natürliche Grenze kennt: Nutzen steigt unend-

lich und homo oeconomicus versucht stets, den unter den gegebenen Umständen größtmöglichen Nutzenwert zu realisieren: Homo oeconomicus ist also dadurch definiert, seinen Nutzen zu *maximieren*. Jede denkbare inhaltliche Handlungsorientierung – z.B. „ich will diesem Menschen in Not helfen“, „ich will diesem religiösen Ideal nachfolgen“, „ich will reich und mächtig werden“ etc. – wird also innerhalb ein und derselben Nutzenfunktion abgebildet, die von allen materialen Handlungsorientierungen abstrahiert und insofern rein „formal“ ist. Eine auf den jeweiligen Handlungshorizont bezogene Differenzierung von jeweiligen Zielen und Mitteln ist damit definitionell ausgeschlossen: Aus Perspektive des (neoklassischen) Nutzenkonzeptes kann auf der Welt nichts vorkommen, was nicht bloßes Mittel ist. Anders formuliert: Alles, was in der Welt vorkommen kann, wird ausschließlich unter dem Gesichtspunkt betrachtet, Mittel für die Steigerung des Nutzens zu sein. Die Nutzenmaximierung ist sowohl das letzte, endgültige Handlungsziel eines homo oeconomicus als auch damit zugleich sein tiefstes und alleiniges Motiv.

„Letztlich gibt es nur ein einziges Ziel, welches selbst nicht auch Mittel ist, nämlich jenes der Nutzenmaximierung, dem die Auswahl aus den zur Verfügung stehenden Alternativen dient. Alle anderen Ziele, wie z.B. das der Gewinnmaximierung des Unternehmers, sind bezogen auf jenes letzte Ziel nur (wertbehaftete) Mittel. Es ist daher sinnvoll, im folgenden gar nicht mehr von Zielen (Zwecken) und Mitteln zu sprechen, sondern nur noch von Alternativen und deren Bewertung.“²¹

Aus dieser Universalisierung des Zweck-Mittel-Schemas im Hinblick auf alle Handlungsmöglichkeiten folgt zugleich die reine Formalität, oder anderes ausgedrückt: die Inhaltsleere des Nutzenkonzeptes. Das selbstlose Handeln an hilfsbedürftigen Menschen, beispielhaft dargestellt durch „Mutter Theresa“, wie auch die skrupellose Begehung eines schweren Verbrechens durch das Mitglied einer Verbrecherorganisation werden beide in einer ökonomischen Betrachtung unterschiedslos modelliert als nutzenmaximierendes Handeln unter Nebenbedingungen. Die Unterschiedlichkeit des Handelns zeigt sich allein in unterschiedlichen Nebenbedingungen, während eine (mögliche) Unterschiedlichkeit der Bedürfnisstruktur analytisch unberücksichtigt, also unsichtbar, bleibt. Dieser Umstand führt dazu, dass die Ökonomik jedes konkrete menschliche Handeln ex ante bereits rationalisiert hat, bevor überhaupt seine konkrete Analyse beginnt. *Jedes* Handeln wird zunächst als „rational“ im Sinne der obigen Annahmen unterstellt, da es per definitionem der Nutzenmaximierung unter Nebenbedingungen folgt und damit eine hypothetische, nicht näher bestimmte Bedürfnisstruktur unterstellt werden darf, dem dieses Handeln dient, bzw. die es motiviert.

Bei der empirischen Analyse bestimmter Handlungsfelder muss die Ökonomik also zusätzliche Annahmen treffen über die inhaltliche Füllung des Nutzenkonzeptes, sogenannte „Rahmungen“: Z.B. wird bei der Analyse von Finanzentscheidungen angenommen, dass die Maximierung

²¹ Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.15.

ausschließlich finanzieller Ziele das Konzept der formellen Nutzenmaximierung ersetzt bzw. konkretisiert; bei der Analyse von Konsumverhalten wird unterstellt, dass ausschließlich der Konsum von (materiellen) Gütern Nutzen stiftet; bei der Analyse der Glücksspielindustrie muss angenommen werden, dass ihre Kunden – entgegen der üblichen Annahme der Risikoaversion – eine Präferenz für Risiko haben etc. Ausschließlich durch solche Zusatzannahmen kann die Ökonomik also für die Analyse konkreter Handlungsfelder verwendet werden; nur dadurch gewinnt sie empirischen Gehalt.²²

Die Universalisierung des Mittel-Zweck-Schemas, die die Ökonomik durch die axiomatische Setzung des „Nutzens“ als zentrale Basiskategorie erreicht, führt gerade aufgrund seiner Universalisierung, also aufgrund der postulierten Anwendbarkeit auf jedes denkbare menschliche Handeln, zu einer weitgehenden Inhaltsleere: Was konkret dem Individuum Nutzen stiftet, ist nicht definiert – und deshalb ist der Nutzenbegriff nachträglich angewiesen auf konkrete inhaltliche Bestimmungen, wenn er empirisch nutzbar gemacht werden soll. Da diese inhaltlichen Bestimmungen jedoch vortheoretische bzw. rein plausibilitätsgestützte oder gar triviale Vermutungen sind, kann die Ökonomik deren methodische und/oder theoretische Berechtigung nicht ex ante kontrollieren, sondern allenfalls ex post durch die Plausibilität/die politische Anwendbarkeit des Analyseergebnisses. Dennoch ist der Nutzenbegriff nicht informationslos, denn er sagt etwas aus über die Funktionsstruktur des homo oeconomicus und damit über die Funktionsstruktur der Perspektive der Weltbetrachtung, die die Ökonomik wählt: Der Nutzen, den die Ökonomik betrachtet, hat seinen Ursprung allein in jeweils *einem* Individuum. Darin kommt die ja schon besprochene Eigenständigkeit des homo oeconomicus zum Ausdruck. Zusammen mit dem Axiom der Nutzenmaximierung bedeutet dies, dass homo oeconomicus letztlich *ausschließlich* an *seinem* Nutzen orientiert ist und alle seine Lebensvollzüge bzw. Entscheidungen an dem Versuch der „Besserstellung“ *für sich selbst* ausrichtet.

Mit diesen Formulierungen ist das viel diskutierte Frage angesprochen, inwiefern homo oeconomicus „egoistisch“ und damit zusammenhängend, inwiefern die Ökonomik als Wissenschaft mit einem strukturellen Egoismus-Problem behaftet sei. Im Egoismus-Vorwurf verbinden sich dabei sachlich zutreffende, wertfreie Aussagen mit wertbehafteten Urteilen, die eine Verständigung über die Konstitutionsprinzipien von Ökonomik erschweren. Sachlich zutreffend ist, dass die Perspektive der Weltbetrachtung, die die Ökonomik wählt, bezogen ist auf ein einzelnes, idealtypisches Individuum, das in allen Bewußtseinsakten (kognitiv, volitiv, emotiv) ausschließlich

²² Zum Problem der Relativität des Präferenz- und Nutzenkonzeptes in Bezug auf bestimmte Entscheidungsprobleme vgl. Robert Sudgen, „Teampräferenzen“. In: Hans Bernhard Schmid, David P. Schweikard (Hrsg.): Kollektive Intentionalität – Eine Debatte über die Grundlagen des Sozialen, Suhrkamp Verlag: Frankfurt a. M., 2009, S.631-671, hier: S. 664 ff. (Erstveröffentlichung: Team-preferences, in: Economics & Philosophy, Jg. 16, 2000, S.175–204).

auf seine eigene Präferenzordnung bezogen ist und also unablässig versucht, sich selbst – am Maßstab seiner Präferenzen – „besser“ zu stellen, also die jeweils vorteilhafteste (den jeweils größten erwarteten Netto-Nutzen-Gewinn versprechende) Handlungsmöglichkeit zu wählen. Insofern ist es richtig zu sagen, dass die Ökonomik den „Eigennutz“ zu ihrem konzeptionellen Fundament macht. Dieser Eigennutz ist jedoch in *interpersonaler* Hinsicht insofern rein formal, als er zunächst offenlässt, ob und in welcher Form homo oeconomicus sich auf seine Mitmenschen bezieht: Es könnte sein, dass des Anderen Leid/Unglück den eigenen Nutzen vergrößert (Schadenfreude/Mißgunst) bzw. des Anderen Glück den eigenen Nutzen verringert (Neid); es könnte sein, dass des Anderen Glück den eigenen Nutzen vergrößert (Altruismus); es könnte sein, dass des Anderen Glück/Unglück irrelevant für den eigenen Nutzen ist (Indifferenz). In allen vier Fällen bleibt homo oeconomicus im Sinne der oben entwickelten formalen Rationalität „eigennützig“ bzw. ausschließlich an seinem Eigennutz orientiert. Die Standardökonomik geht in der Regel davon aus, dass homo oeconomicus indifferent gegenüber seinen Mitmenschen ist:

„Eigenständigkeit bedeutet, dass das Individuum entsprechend seinen eigenen Präferenzen (und nicht entsprechend den Präferenzen anderer) handelt. Selbstverständlich kann es in seinen Präferenzen auch die Interessen anderer mitberücksichtigen; im Extremfall kann es missgünstig, neidisch, oder aber auch altruistisch sein. In der Regel geht man jedoch vom ‚Eigennutzaxiom‘ aus: Das Individuum handelt (nur) entsprechend seinen eigenen Interessen.“²³

In dieser Aussage von Kirchgässner vermischen sich jedoch eine konzeptionslogische und eine empirische Annahme, deren Trennung nach Ansicht des Autors dringend notwendig wäre, um die weitverbreiteten Missverständnisse zum Thema „Eigennutz“ zu umgehen: Konzeptionslogisch notwendig handelt homo oeconomicus immer „eigennützig“ in dem oben beschriebenen formalen Sinne. Diese formale Eigennützigkeit wird dann aber zusätzlich verbunden mit der lediglich empirischen Annahme, dass die Menschen in der Regel ihren Mitmenschen weder mit der Prädisposition von Neid/Mißgunst noch der von Altruismus gegenüberstehen und insofern die Annahme der „Indifferenz“ im Allgemeinen die größte empirische Plausibilität besitzt. Entscheidend für die hier zu verhandelnden axiomatischen Grundprobleme der Ökonomik ist jedoch, dass jede (empirische) Annahme über die interpersonalen Prädispositionen von homo oeconomicus bereits durch die konzeptionslogisch notwendige Annahme der Eigennützigkeit oder Eigeninteressiertheit vorstrukturiert ist: Homo oeconomicus kann sich niemals – unter keinen Umständen – lösen von dieser formalen Eigeninteressiertheit. Und ausschließlich diese für die Ökonomik notwendige Annahme der formalen Eigeninteressiertheit führt zu einer Aporie, deren Tragweite bislang offenbar noch nicht thematisiert wurde.

²³ Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.16.

Die formale Annahme der ausschließlichen Orientierung von homo oeconomicus an seinem eigenen Nutzen bedeutet inhaltlich, dass er definitionsgemäß den Nutzen, den andere Personen selbst haben bzw. empfinden, einerseits niemals als eigenständige Größe *neben* seinem Nutzen bzw. *außerhalb* seiner Nutzenfunktion erfassen kann – denn sein kognitiver Apparat wird durch die Nutzenfunktion bzw. seine Präferenzordnung definitionsgemäß vollständig abgebildet. Andererseits ist alles, was kein Term innerhalb der Nutzenfunktion von homo oeconomicus ist bzw. durch einen solchen abgebildet wird, für diesen prinzipiell irrelevant bzw. außerhalb seiner kognitiven Wahrnehmung. Die empirische Annahme der „Indifferenz“ gegenüber den Mitmenschen müsste also innerhalb der theoretischen Funktionslogik der Standardökonomik positiv ausgedrückt werden durch die Abbildung der Nutzenwerte anderer Individuen innerhalb der Nutzenfunktion von homo oeconomicus, jedoch gewichtet mit dem Faktor null: der Nutzen, den sie selbst empfinden, ist für seine Entscheidung irrelevant. Damit besteht für die konkrete Durchführung einer ökonomischen Analyse jedoch kein Unterschied zwischen der Annahme, dass homo oeconomicus weiß, dass es andere Individuen gibt, diese jedoch für ihn nicht relevant sind und der Annahme, dass homo oeconomicus grundsätzlich keine Vorstellung davon hat, dass andere Individuen *als solche* existieren.

Diese Aussage ist für die weitere Diskussion der aporetischen Struktur der Ökonomik als Wissenschaft von zentraler Bedeutung. Bevor die Diskussion über den sozialen Beziehungshorizont von homo oeconomicus mit der Diskussion des sozialen Beziehungshorizontes der Ökonomik als Wissenschaft verbunden werden kann, muss zuvor noch ein weiterer Aspekt ausgeführt werden, der in Kapitel 2.1 bereits angesprochen wurde: das Problem der Aggregation von Entscheidungen einzelner Individuen.

2.3 Das Aggregationsproblem und die Gedankenfigur der unsichtbaren Hand

Der Anspruch der Ökonomik, Wissenschaft zu sein, erfordert es, dass die Verbindung zwischen individueller Handlungsintention und Handlungsergebnis nicht als unmittelbar selbsteinsichtig konzipiert werden darf. Andernfalls gäbe es keinen Bedarf für eine spezifisch ökonomische Erklärung des Handlungsergebnisses. Diese Erklärung wäre dann weitgehend identisch zu den impliziten Alltagstheorien, die Menschen bei bewusst vollzogenen Handlungen ihren Handlungsabsichten unterlegen:

„Wenn die sozialen Erscheinungen keine andere Ordnung zeigen würden, als insofern sie bewusst entworfen wurden, wäre allerdings kein Raum für theoretische Wissenschaften der Gesellschaft, und es gäbe, wie oft behauptet wird, nur Probleme der Psychologie. Nur insoweit als Resultat der individuellen Handlungen eine Art Ord-

nung entsteht, doch ohne, dass sie von irgendeinem Individuum geplant ist, erhebt sich ein Problem, das theoretische Erklärung fordert.“²⁴

Der Grund dafür, dass individuelle Handlungsabsicht und Handlungsergebnis grundsätzlich voneinander abweichen, liegt demnach darin, dass die Handlungen einer *Mehrzahl* von Individuen in vielfältiger Weise miteinander verbunden sind, sodass die Wirkungen aller Individualhandlungen zusammen, das Gesamtergebnis, das sich aus der tatsächlichen Überlagerung und Wechselwirkung von vielen Einzelhandlungsfolgen ergibt, abweicht von den intendierten Handlungsfolgen bzw. der Handlungsabsicht der einzelnen Individuen. Auch wenn die Ökonomik von sich also behauptet, einen methodischen Individualismus zu betreiben, so bewegt sie sich dennoch von vorneherein immer in der Sphäre eines vorausgesetzten sozialen Raumes, in dem die sie interessierenden Phänomene als solche konstituiert werden. Dieser soziale Raum ist die Voraussetzung dafür, dass Einzelhandlungen zumindest insofern aufeinander beziehbar sind, dass unterstellt werden darf, sie würden *zusammen* zu einem bestimmten Phänomen führen. Diese Art Phänomen wird in der Sprache der Ökonomik also auf der „Makro“-Ebene angesiedelt, insbes. also alle marktbezogenen Phänomene wie „Angebot“, „Nachfrage“, „Preis“, „Inflation“, „Arbeitslosigkeit“, „Wettbewerbsfähigkeit“ etc. Das auf Grundlage des Zusammenwirkens von Einzelhandlungen sich ergebende „Makro-Phänomen“ kann dabei entweder als vorthoretisches Faktum schlicht behauptet oder aber durch eine explizite Phänomen-Konstruktion erst hergestellt werden. Im zweiten Fall *aggregiert* die Ökonomik aktiv bestimmte Einzelwerte und bildet Durchschnittswerte, die nicht mehr bezogen sind auf ein einzelnes konkretes Individuum, sondern auf eine *Mehrzahl* von Individuen, die dann durch ein für sie *insgesamt* typisches, durchschnittliches, modelltheoretisches Abbild repräsentiert werden.²⁵ (Im Falle seiner empirischen Interpretation wäre homo oeconomicus ein solches idealtypisches, vereinseitigendes Abbild von vielen einzelnen Individuen).

Die Art und Weise des *Zusammenwirkens* der Einzelhandlungsfolgen ist nun das entscheidende Erklärungsdesiderat, das sich die Ökonomik gibt. Hayek spricht im obigen Zitat von „einer Art Ordnung“. In dogmengeschichtlichen Abhandlungen wird er entsprechend in die Tradition der schottischen Aufklärung gestellt, die davon ausgeht, dass die Gesamtwirkungen menschlicher

²⁴ Friedrich August v. Hayek, „Mißbrauch und Verfall der Vernunft – Ein Fragment“, Fritz Knapp Verlag: Frankfurt a.M., 1959, S.49 f., hier zitiert aus: Viktor Vanberg, „Markt und Organisation – Individualistische Sozialtheorie und das Problem korporativen Handelns“, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck): Tübingen, (Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, Bd. 31), 1982, S.92. Vgl. auch Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.22.

²⁵ Vgl. hierzu Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.21 (mit weiteren Nachweisen): „Tatsächlich interessiert aber in der Ökonomie weniger das Verhalten einzelner Individuen als vielmehr das Verhalten größerer Gruppen von Individuen, sogenannter ‚Aggregate‘, wie z.B. der Konsumenten, der Unternehmer, oder auch der Wähler. Nicht das Verhalten eines bestimmten einzelnen Individuums ist für uns interessant, sondern wir suchen nach dem ‚typischen‘ Verhalten.“

Handlungen immer nur *ex post* festgestellt werden können, weil jeder bewusst entworfene Handlungsplan – insbesondere auf kollektiver Ebene – auf Grund des mangelnden menschlichen Wissens defizitär bleiben muss.²⁶ Was am Ende geschieht, ist dem menschlichen Willen nicht *ex ante* verfügbar. Dennoch entsteht auf Makro-Ebene noch immer eine Regelmäßigkeit, ein erkennbares Muster, eben „eine Art Ordnung“ und kein Chaos, dem das menschliche Erkennen von vorneherein machtlos ausgeliefert wäre. Dass auch die soziale Welt, obwohl nicht intendiert, dennoch geordnet ist, und deshalb als geordnet angenommen werden darf, ist die metaphysische Hintergrundannahme der Ökonomik. (Mit der Idee einer solchen „spontanen Ordnung“, die von Menschen zwar gemacht, aber nicht intendiert wurde, kann sich die Ökonomik als Sozialwissenschaft sowohl von den „Geistes-“ als auch von den „Naturwissenschaften“ abgrenzen. Die Geisteswissenschaften benötigen die Annahme der Intentionalität, um ein empirisches Faktum überhaupt erst als potentiell Artefakt auffassen und es anschließend auf seine mögliche Bedeutung hin befragen zu können; die Naturwissenschaften müssen von vorneherein menschliche Intentionalität als möglichen Erklärungsgrund ausschließen, denn die von ihnen betrachtete Natur wird als solche als menschenunabhängig gedacht.) Die Idee, dass im sozialen Raum eine Ordnung „sich ergibt“, die also hinter dem Rücken der zumeist erfolglos planenden Menschen entsteht, vielfach sogar ihren Handlungsabsichten zuwiderläuft, mindestens aber auf nicht intendierten Handlungsfolgen basiert, hat Adam Smith am ökonomischen Paradebeispiel einer „Art Ordnung“ im sozialen Raum, nämlich dem Markt, als „unsichtbare Hand“ bezeichnet: Der Markt führt – so Adam Smith in der berühmten Passage von 1776 – zur bestmöglichen Versorgung der Menschen *mit den von ihnen gewünschten* Gütern, nicht auf Grund eines allgemeinen Motivs der Menschenliebe, oder der gegenseitigen Anteilnahme, sondern rein auf Grund des Motivs der Eigenliebe, die im Kontext des Marktes jeden dazu antreibt, etwas zu tun, zu schaffen bzw. anzubieten, was *anderen* nützt, um damit am Ende sein eigenes Wohlergehen zu fördern:

„As every individual [...] endeavours as much as he can both to employ his capital in the support of domestick industry, and so to direct that industry that its produce may be of the greatest value; every individual necessarily labours to render the annual revenue of the society as great as he can. He generally, indeed, neither intends to promote the public interest, nor knows how much he is promoting it.[...] [H]e intends only his own gain, and he is in this, as in many other cases, led by an invisible hand to promote an end which was no part of his intentions.

²⁶ Zu einer kritischen Diskussion der Bedeutungsdimensionen des Konzeptes der „spontanen Ordnung“ vgl. Daniel Luban, „What Is Spontaneous Order?“. In: *American Political Science Review*, 2020, Band 114, Heft 1, S. 68–80. Zum historischen Ursprung des Begriffes vgl. ebd. S.68: „It is common to trace the roots of spontaneous order theories to the Scottish Enlightenment.“ Zu den historischen Quellen des Konzeptes bei Friedrich August v. Hayek vgl. Louis Hunt, „The Origin and Scope of Hayek’s Idea of Spontaneous Order“. In: Louis Hunt, Peter McNamara (Hrsg.), *Liberalism, Conservatism, and Hayek’s Idea of Spontaneous Order*. Palgrave Macmillan: New York, 2007, https://doi.org/10.1057/9780230609228_3.

Nor is it always the worse for the society that it was no part of it. By pursuing his own interest he frequently promotes that of the society more effectually than when he really intends to promote it.²⁷

Die „Unsichtbarkeit“ des Mechanismus, der dazu führt, dass im sozialen Raum Handlungsfolgen entstehen, die niemand intendiert hat, bezieht sich in der Gedankenwelt der Ökonomik jedoch nicht nur auf die soziale Koordination *innerhalb* des Marktes, sondern wird als Gedankenfigur verallgemeinert. Diese Verallgemeinerung führt dazu, dass auch der Markt selbst als Institution als eine „spontane“ und weitergehend als eine „natürliche“ Ordnung interpretiert wird. Dass der Markt als soziale Institution eine „natürliche“ Ordnung sei, sich also nicht einer geplanten und ordnenden menschlichen Instanz (insbes. nicht staatlicher Art) verdankt, sondern ungeplant und in diesem Sinne naturwüchsig im Laufe der menschlichen Entwicklung entstanden ist bzw. „sich entwickelt“ hat,²⁸ korrespondiert dabei der Auffassung, dass soziale Interaktion ursprünglich als „Tausch“ aufzufassen ist, was Georg Simmel bereits im Jahre 1900 besonders eindrücklich formuliert hat:

„Jede Wechselwirkung aber ist als ein Tausch zu betrachten: jede Unterhaltung, jede Liebe (auch wo sie mit andersartigen Gefühlen erwidert wird), jedes Spiel, jedes Sichanblicken.“²⁹

Auch wenn die Ökonomik sich nicht notwendigerweise mit dem spezifischen Problem der Entstehen von sozialer Ordnung beschäftigt, so bleibt dennoch für sie die Beziehung *zwischen* Individuen der zentrale Gegenstand ihres wissenschaftlichen Interesses. Darin liegt die entscheidende Erweiterung über das rein am Individuum orientierte Modell des homo oeconomicus: Dieser wird von der Ökonomik immer schon in einem sozialen Raum verortet (der ja erst die Durchschnittsbildung bzw. Aggregation erlaubt, siehe oben), auch wenn homo oeconomicus von diesem sozialen Raum nicht notwendigerweise selbst weiß. Die Ökonomik beschäftigt sich in erster Linie also nicht mit den Handlungen einzelner Individuen, sondern mit *Interaktionen*:

„Die Ökonomik befasst sich daher auch weniger mit den Aktionen als vielmehr mit den Interaktionen zwischen den verschiedenen Individuen. [...]. Daher können [...] soziale Interaktionen fast durchweg als Tauschvorgänge interpretiert werden, und im Rahmen der Anwendung des ökonomischen Verhaltensmodells ist dies auch weitgehend der Fall.“³⁰

²⁷ Adam Smith, „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“, 1776, Book IV, Chapter II: Of Restraints upon the Importation from Foreign Countries of such Goods as can be Produced at Home, Paragraph IV., Section 2.9.

²⁸ Die Vorstellung vom Markt als der natürlichsten aller Ordnungen ist mit einer grundlegenden Skepsis gegen staatliche, d.h. von Menschen *geplante* Eingriffe in den sich scheinbar selbst regulierenden Markt verbunden. Vgl. Schneider, „Betriebswirtschaftslehre, Band 4: Geschichte und Methoden der Wirtschaftswissenschaft“, 2001, S. 51 f.

²⁹ Georg Simmel, „Philosophie des Geldes“, Duncker & Humblot: Leipzig, 1900, S.33, In: Deutsches Textarchiv <http://www.deutschestextarchiv.de/simmel_geld_1900>, abgerufen am 03.06.2035.

³⁰ Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.20, kursiv i.O. Vgl. auch ebd. S. 7 sowie den Vorschlag Karl Homanns, Ökonomik primär als „Interaktionsökonomik“ zu betreiben: Karl Homann, Andreas Suchanek: „Ökonomik – Eine Einführung“, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck): Tübingen, 2000.

Wenn die Ökonomik diesen sozialen Raum, den sie selbst in ihrer Weltbetrachtung immer schon voraussetzt, explizit erklären möchte, dann besteht das wissenschaftliche Problem darin, trotz der „Unsichtbarkeit“ oder auch „Naturwüchsigkeit“ von sozialer Ordnung / von Institutionen diesen dennoch eine Erklärung zu geben, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Denn die „unsichtbare Hand“ des Marktes, die konzeptionslogisch (also unabhängig von den Intentionen der beteiligten Individuen) aus Aktionen immer schon Interaktionen gemacht hat, soll ja keine Glaubensaussage sein, kein Mechanismus, der dem menschlichen Erkennen prinzipiell opak bleibt. Vielmehr soll dieser Mechanismus trotz seiner a-rationalen Genese zumindest nachträglich rationalisiert werden können. In dieser nachträglichen Rationalisierung von vorgängig a-rationalen Handlungszusammenhängen findet die Ökonomik ihre eigentliche wissenschaftliche Aufgabe und ihr Selbstverständnis.³¹ Die resultierende Erklärungsform ist stilbildend für jede Sozialwissenschaft, die auf dem „Rational-Choice“-Ansatz³² aufbaut. Diese Erklärungsform formuliert eine Erklärung lediglich ex negativo und verwendet folgendes Schema:

- 1) Ausgangsbedingung a) Es kann nachgewiesen werden, dass der auf Makro-Ebene bzw. im sozialen Raum definierte Zustand Y für alle Individuen zusammen vorteilhaft ist (Erklärung und Legitimation post faktum) bzw. wäre (Legitimation ex ante).
- 2) Ausgangsbedingung b) Es kann nachgewiesen werden, dass eine auf Mikro-Ebene definierte Handlungsweise X, wenn sie von vielen Individuen gewählt werden würde, faktisch zum Zustand Y führte.
- 3) Folgerung: Der Zustand Y gilt dadurch als erklärt (oder als legitimiert).³³

In einer realistischen/historischen Interpretation dieses Schemas würde dann zusätzlich noch der Schluss gezogen:

- 4) Die Individuen haben irgendwann einmal durch ihre Handlungen Y faktisch herbeigeführt oder zumindest zustimmend in Kauf genommen.

Inwiefern diese Erklärungsform lediglich ex negativo erklärt, soll im Folgenden an einem paradigmatischen Beispiel weiter erläutert werden.

2.4 Der soziale Beziehungshorizont der Ökonomik

Die Entstehung sozialer Ordnung ist das große Rätsel aller Sozialwissenschaft. Denn es geht um die Frage, wie die Möglichkeit von *regelmäßigen* und nicht lediglich zufälligen Kooperationen zwi-

³¹ Fietetti macht auf den Zusammenhang zwischen der „unsichtbaren Hand“ von Adam Smith und später der „List der Vernunft“ bei Hegel aufmerksam. Vgl. Francesco Fietetti, „Methodischer Individualismus“, in: Enzyklopädie Philosophie, hrsg. von H. J. Sandkühler, Band 2, Felix Meiner Verlag: Hamburg, 2010, S.1602-1606, hier: S.1604.

³² Zum Begriff „Rational-Choice“-Ansatz vgl. Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.2.

³³ Im Rahmen einer vertragstheoretischen Analyse sozialer Ordnung können sowohl Erklärungs- als auch Legitimationsziele verfolgt werden, die hier nicht weiter differenziert werden sollen. Nach Homann überwiegt jedoch der Legitimationsaspekt: „In den klassischen wie in den neueren Vertragstheorien geht es nicht um eine Theorie der historischen Genese [Fußnote] oder der praktischen Organisation kollektiven Handelns [sic!]. Die Vertragstheorie hat allein den Aspekt der Legitimation im Auge [. . .].“ Karl Homann, „Rationalität und Demokratie“, J. C. B. Mohr: Tübingen, 1988 (zugl. Habil.-Schr. Universität Göttingen), S. 163.

schen Akteuren in die Welt gekommen ist. Diese Frage kann in diesem Beitrag nicht umfassend in ihren Voraussetzungen und Implikationen exponiert werden.³⁴ Vielmehr wird diese Frage in diesem Kapitel von vorneherein verengt auf die Perspektive der Ökonomik. Die Frage nach der Entstehung von sozialer Ordnung wird hier von vorneherein so aufgefasst, dass sie mit den Mitteln der Ökonomik bearbeitet werden kann; sie wird also in Kategorien gefasst, die anschlussfähig sind für eine ökonomische Analyse. Daraus ergibt sich dann die typische Gegenüberstellung eines historischen und/oder logischen Zustandes *ohne*, und eines Zustandes *mit* sozialer Ordnung. Die Eigenschaften des Zustandes *ohne* soziale Ordnung werden dann in den unterschiedlichen Theorien des „Naturzustandes“ festgelegt. In einem ökonomischen Problemframing wird dabei vorausgesetzt, dass die Akteure im Naturzustand mit dem Verhaltensrepertoire des homo oeconomicus ausgestattet sind: Sie maximieren ihren eigenen Nutzen ohne jede normative und/oder faktische Einschränkung dieser inneren Einstellung. Auf dieser methodischen Grundlage (homo oeconomicus) und aus diesem logischen und/oder historischen Ausgangspunkt heraus (Naturzustand) soll dann die Frage beantwortet werden, wie individuell nutzenmaximierendes Verhalten zu einem Zustand führen kann, in dem dieses Verhalten durch zusätzliche Regeln – es kann dabei zunächst noch offen bleiben, ob es sich lediglich um objektive Regelmäßigkeiten im Verhalten handelt, oder ob die Akteure mit diesen Regeln einen normativen Sinn verbinden – in bestimmter Hinsicht *eingeschränkt* ist. Aus dem Naturzustand müsste sich also von selbst, ohne weitere Zusatzannahmen ableiten lassen, weshalb nutzenmaximierende Individuen einen Zustand mit sozialer Ordnung gegenüber einem Zustand ohne soziale Ordnung bevorzugen.

Gegenüber dem „Naturzustand“ ist die Bandbreite individuellen Verhaltens im Zustand „sozialer Ordnung“ verschoben: Bestimmte Verhaltensweisen, wie solche, die in einem „Krieg aller gegen alle“ anzutreffen sind, kommen zumindest signifikant seltener vor; andere Verhaltensweisen, die auf Vertrauen und Kooperation beruhen, kommen hingegen signifikant häufiger vor. In empirischer Hinsicht anschließend, also auf Grundlage dieser *Erfahrung*, gehen die Individuen im Zustand sozialer Ordnung auch subjektiv davon aus, dass diese Verhaltensweise weniger häufig bzw. häufiger vorkommen. Erst durch diesen zweiten Schritt der subjektiven *Erwartungsbildung* entsteht eine im engeren Sinne soziale Ordnung, in der die Individuen gegenseitige und sich gegenseitig stabilisierende, da im allgemeinen zutreffende Erwartungen bilden zunächst über das Verhalten und letztendlich über die Erwartungen ihres potentiellen Gegenübers (Erwartungserwartung). Durch die *Einschränkung* von bestimmten (aggressiven, gewalttätigen, betrügerischen

³⁴ Vgl. hierzu Georg Trautnitz, „Unternehmen als kollektive Akteure? Methodologischer Individualismus, kollektive Intentionalität und die Grundlagen der betriebswirtschaftlichen Organisationstheorie“, Habilitationsschrift, Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 2016.

etc.) Verhaltensweisen werden also zugleich andere (kooperative, vertrauensbasierte, soziale) Verhaltensweisen als Regelfall ermöglicht, die im Naturzustand (logisch) unmöglich oder zumindest (empirisch) sehr unwahrscheinlich waren: Soziale Ordnung ermöglicht empirische Kooperation als Normalzustand – über die möglicherweise apriorischen Bedingungen dieser empirischen Ermöglichungsbedingung ist damit jedoch noch nichts gesagt.

Wenn die Ökonomik verwendet werden soll, um einen Beitrag zu leisten zur Erklärung des Überganges von einem Zustand ohne in einen Zustand mit sozialer Ordnung, so geschieht dies im Rahmen der im letzten Kapitel vorgestellten grundsätzlichen Erklärungsform. Paradigmatisches Beispiel dieser Erklärungsform ist die Interpretation des Gefangenendilemmas, die z.B. Karl Homann vornimmt, um die Entstehung sozialer Ordnung zu erklären.³⁵ Das Gefangenendilemma wird hier als bekannt vorausgesetzt.³⁶ Nach dieser Interpretation wird „soziale Ordnung“ abgebildet durch einen auf Makro-Ebene definierten Zustand, der für die beteiligten Individuen zusammen „besser“ wäre und der sich durch Handlungen von Akteure einstellt, die auf Kooperation bzw. Nicht-Defektion ausgerichtet sind. Das Gefangenendilemma zeigt, dass eine kooperative bzw. nicht-defektive Handlungsoption, wenn sie (im spieltheoretischen Modell) *von allen* bzw. (in der empirischen Realität) *zumindest von vielen* Individuen gewählt werden *würde*, zu einem Gesamtergebnis führte, das für alle beteiligten Individuen zusammen besser wäre. Diese Erkenntnis, dass eine allgemeine kooperative Verhaltensweise für alle zusammen besser wäre, stellt sich jedoch nur ein, wenn die Handlungssituation der Individuen aus der Perspektive eines unbeteiligten Beobachters analysiert und dabei die zusammenfassende Kategorie „für alle“ gebildet wird. Allein durch diese Kategorienbildung wird eine *überindividuelle* Perspektive in die Analyse eingeführt, die das Situations- bzw. Handlungsergebnis nicht betrachtet aus der Perspektive der beteiligten Individuen als jeweils einzelne, sondern aus einer Perspektive, die alle Individuen zusammenfasst. Soziale Ordnung ist also nach diesem Gedankenspiel „rational“, weil sie für alle nutzenmaximierenden Individuen *zusammen* besser wäre.

Das im Gefangenendilemma dargestellte Problem ist jedoch, dass es *für das einzelne* Individuum gerade nicht rational ist, das zu tun, was für alle besser wäre, sondern nur das zu tun, was für es selbst tatsächlich besser ist. In einem Spiel ohne Spielwiederholung besteht die beste Option für das einzelne Individuum gerade darin, nicht zu kooperieren, und zwar sowohl für den Fall,

³⁵ Vgl.: Karl Homann, Ingo Pies, „Wirtschaftsethik und Gefangenendilemma“. In: Wirtschaftswissenschaftliches Studium, 20. Jg., 1991, Heft 12, S. 608–614; Karl Homann, „Das Problem der ‚Instrumentalisierung‘ der Moral in der Wirtschaftsethik“, in: Brij Nino Kumar, Margit Osterloh, Georg Schreyögg (Hrsg.), Unternehmensethik und die Transformation des Wettbewerbs: Shareholder-Value – Globalisierung – Hyperwettbewerb, Festschrift für Professor Dr. Dr. h.c. Horst Steinmann zum 65. Geburtstag, S. 53-70, Schäffer-Poeschel: Stuttgart, 1999.

³⁶ Zur einführenden Erläuterung des Gefangenendilemmas vgl. Kirchgässner, „Homo Oeconomicus“, S.49 ff.

dass alle anderen kooperieren, als auch für den Fall, dass alle anderen ebenfalls nicht kooperieren: Nicht-Kooperation bzw. Defektion ist die dominante Strategie – in einem Spiel ohne Wiederholung.³⁷ In diesem Auseinanderfallen von „kollektiver“ Rationalität – also dem, was *für alle* besser wäre - und „individueller“ Rationalität – also dem, was für das einzelne Individuum besser ist – zeigt sich nach der hier entwickelten Auffassung ein Beispiel für das axiomatische Grundproblem der Ökonomik.

Die bisherigen Überlegungen zum sozialen Beziehungshorizont der Ökonomik zusammenfassend kann hier festgehalten werden, dass die Ökonomik prinzipiell einen sozialen Raum, also eine *Mehrzahl* von Individuen und ihren *Zusammenhang*, betrachtet, der

- 1) den die Ökonomik als Wissenschaft konstituierenden Gegenstand, nämlich die nicht-intendierten Gesamtwirkungen der Handlungen aller Individuen konstituiert (vgl. Kapitel 2.3),
- 2) die Aggregat- und Durchschnittsgrößen bzw. die idealtypische Betrachtungsweise ermöglicht, für die sich die Ökonomik interessiert (vgl. Kapitel 2.2.1),
- 3) der aus Aktionen Interaktionen macht, in denen die Handlungen von Individuen als aufeinander bezogen betrachtet werden,
- 4) der notwendig ist für die Gedankenfigur der „kollektiven Rationalität“, also einer Vorstellung von dem, was „für alle zusammen“ besser wäre.

3 Die Differenz zwischen dem Beziehungshorizont des homo oeconomicus und dem Beziehungshorizont der Ökonomik

Diese Perspektive, die prinzipiell eine Mehrzahl von Individuen als solche und ihren Zusammenhang betrachtet, ist nach den vorigen Ausführungen für die Ökonomik als Wissenschaft einerseits konstitutiv. Andererseits ist sie jedoch nicht identisch mit der Perspektive des homo oeconomicus. Denn dieser kann andere Individuen allenfalls als hypothetisches Mittel oder hypothetische Nebenbedingungen der eigenen Nutzenmaximierung berücksichtigen. Sollte er andere Individuen als solche, das heißt: in ihrer absoluten, nicht von Nutzenüberlegungen abhängigen Berücksichtigungswürdigkeit, betrachten können, so wie sie von der Ökonomik berücksichtigt werden, müsste er sie in einer Weise kognitiv erfassen, die unabhängig wäre von seiner konstitutionslogischen Eigeninteressiertheit: Aufgrund des Axioms der Nutzenmaximierung kann homo oeconomicus notwendigerweise nichts auf der Welt erfassen, es sei denn, es ist bezogen auf sein eigeninteressiertes Nutzenkalkül. Andere Individuen werden von homo oeconomicus also erstens nur von Fall zu Fall betrachtet, und zweitens nur insofern, als sie für sein Nutzenkalkül Relevanz besitzen. Wenn sie schwach, wehrlos, für ihn uninteressant, also weder schön, reich noch intelli-

³⁷ Systematisch kann sich eine kooperative Lösung nur für den Fall einer aus Sicht der Spieler unendlichen Spielwiederholung ergeben, da in diesem Falle die „Kosten“ einer einzelnen Defektion durch einen opportunistischen Gegenspieler für den „gutmütigen“ Spieler gegen null abdiskontiert werden können. Deshalb ist es in diesem Falle zumindest nicht irrational, einseitige Versuche von Kooperation zu starten, die sich dann gegenseitig stabilisieren können. Da durch die Annahme einer aus Spielersicht unendlichen Spielwiederholung jedoch bereits eine institutionalisierte Form der Kooperation in das explanans eingeführt wurde, bleibt diese Erklärungsstrategie von Kooperation zirkulär. Vgl. Georg Trautnitz, „Normative Grundlagen der Wirtschaftsethik“, S.128-131.

gent sind, dann kennt er keinen prinzipiellen Unterschied zwischen ihnen und einem Gegenstand: Er behandelt seine „Mitmenschen“ eben nicht als solche, sondern allenfalls als hypothetisches Instrument seiner Nutzenmaximierung. Diese Implikation der Annahmen der Eigeninteressiertheit und der Nutzenmaximierung ist Teil der axiomatischen Konstruktion des homo oeconomicus und damit, wie oben schon erwähnt, unabhängig von allen empirischen, materialen Füllungen seiner Eigeninteressiertheit im Hinblick auf Altruismus, Egoismus und Indifferenz gegenüber seinen Mitmenschen. Da jedoch die Ökonomik selbst homo oeconomicus immer schon in einem sozialen Raum situiert und eine Mehrzahl von Individuen *als solche* betrachtet, ergibt sich eine prinzipielle Differenz zwischen der Perspektive, die die Ökonomik ihrem Grundmodell vom Individuum, dem homo oeconomicus, explizit zuschreibt und derjenigen Perspektive, die sie selbst als Wissenschaft einnimmt, wenn sie dieses Modell verwendet.

Der Unterschied zwischen beiden Perspektiven lässt sich am unklaren Begriff der *Interaktion* verdeutlichen, den die Ökonomik verwendet. Denn die Ökonomik lässt offen, in welchem gedanklichen Bezugssystem die betrachtete Interaktion als solche ausgesagt werden kann. Die Ökonomik lässt unbestimmt, ob die Interaktionen von den Individuen selbst als Interaktion (mit anderen Akteuren) intendiert sein müssen, um als Interaktionen zu gelten, oder ob die Ökonomik die von den Individuen intendierten *Aktionen* lediglich in einen Zusammenhang stellt, der sie als Interaktionen erscheinen lässt. In diesem zweiten Falle fallen die Interaktionen ebenfalls unter die Gedankenfigur der unsichtbaren Hand, durch die die Ökonomik einen Zusammenhang herstellt, der von den Individuen in ihrer subjektiven Kognition (in ihrem psychischen Zustand) nicht erfasst wird. In diesem Falle würde also wiederum gemäß dem schon beschriebenen ökonomischen Grundmodell des homo oeconomicus das Verhalten bzw. die Verhaltensänderung eines Akteurs konzipiert werden als bloßes Anpassungsverhalten an sich verändernde Umweltzustände, die in diesem Falle ausschließlich von der Ökonomik, aber eben nicht von homo oeconomicus, auf das Verhalten bzw. die Verhaltensänderung eines anderen Akteurs zurückgeführt werden. Homo oeconomicus selbst passt sich also ausschließlich durch Verhaltens- bzw. Erwartungsänderungen (und nicht durch eine Änderung seiner Präferenzordnung) an veränderte Umweltbedingungen an, ohne dass er selbst einen kategorialen Unterschied machen könnte zwischen einer sozialen und einer nicht-sozialen Umwelt. Diese in der Ökonomik oft gemachte Unterscheidung zwischen einer sozialen und einer nicht-sozialen (physischen) ist ein exogener Zusatz, der innerhalb der ökonomischen Methodik prinzipiell nicht abgeleitet werden kann: Für die Ökonomik bleibt er eine notwendige Annahme.

Each individual is conceived of as acting in the way determined partly by his psychology and his physical surroundings and partly by the actions of others... Therefore, given the reaction of each individual to his total (social

and other) environment ... and given the nonsocial environmental factors, which we may term exogenous, we can determine the behavior of society in the sense that we can determine the behavior of any individual in society.³⁸

Wichtig an dieser Aussage von Arrow ist also erstens die Betonung der Reaktionshaftigkeit des Verhaltens von Individuen auf Grundlage ihrer „psychischen“ Konstitution (die durch ihre Präferenzordnung vollständig abgebildet wird, wie hinzuzufügen ist), zweitens die Konzipierung der Reaktionen als Reaktionen auf eine „Umwelt“, die drittens als eine Zusammenfassung einer sozialen und nicht-sozialen Umwelt betrachtet wird. D.h. in beiden Fällen der sozialen wie der nicht-sozialen Umwelt reagieren die Individuen gemäß einer ungeteilten Präferenzordnung; es gibt insofern in der theoretischen Konzeption keinen Unterschied zwischen der Reaktion auf die soziale oder nicht-soziale Umwelt – es sei denn, dieser Unterschied wird als ad-hoc-Annahme eingeführt. Viertens ist zu bemerken, dass Arrow die Exogenität lediglich der nicht-sozialen Umweltfaktoren betont. Diese Aussage ist für den Erklärungsanspruch des neoklassischen Theoriegebäudes entscheidend. Denn letztlich glaubt die Ökonomik in ihrer neoklassischen Form, soziale Institutionen vollständig endogenisieren, also erklären oder zumindest theoretisch ableiten zu können:

The rule guiding this form of methodological individualism says that no economic explanation is considered successful until all exogenous variables have been reduced to psychological states of individuals and natural constraints. Social institutions may appear in the models of neoclassical economics, but only as endogenous variables.³⁹

Jedoch sind in der Geschichte der Ökonomik verschiedene Formen des methodischen Individualismus zu verzeichnen, die sich genau in der Frage des sozialen Beziehungshorizontes des homo oeconomicus unterscheiden. Udehn grenzt in seiner Untersuchung⁴⁰ die historischen Erscheinungsformen des methodischen Individualismus unter anderem nach dem Ausmaß ab, in dem die betrachteten Individuen jeweils als immer schon sozialisiert gelten können, oder aber als a-soziale, atomistische Individuen gedacht werden, deren Sozialisation erst erklärt werden muss. Die historischen Positionen, die Udehn untersucht, reichen dabei von der Hobbeschen Theorie des Gesellschaftsvertrages über die schottische Aufklärung zum österreichischen methodischen Individualismus im 19. und 20. Jahrhundert sowie zur allgemeinen Gleichgewichtstheorie und schließlich zu relativ moderneren, eher soziologisch orientierten Formen des methodischen Individualismus. Diese Positionen sollen hier nicht im Einzelnen wiedergegeben und diskutiert werden, entscheidend ist allein, dass Udehn die Auffassung stützt, dass im neoklassischen Standardmodell der Ökonomik die Individuen als *a-soziale, atomistische* Individuen konzipiert werden und

³⁸ Kenneth J. Arrow, „Mathematical models in the social sciences“. In: May Brodbeck (Hrsg.): Readings in the Philosophy of the Social Sciences, The Macmillan Co.: New York, 1968, S.640 (ursprünglich 1951 publiziert).

³⁹ Udehn, „The Changing Face of Methodological Individualism“, S.483.

⁴⁰ Vgl. Udehn, „The Changing Face of Methodological Individualism“, S.479-507.

dementsprechend die Sphäre des Sozialen bzw. der Institutionen ausschließlich im explanandum vorkommen kann, nicht jedoch in den Ausgangsbedingungen des explanans. Insbesondere die Allgemeine Gleichgewichtstheorie als Kernbestandteil des ökonomischen Standardmodells vertritt die Auffassung, dass soziale Interaktionsformen als solche erst erklärt werden müssen und nicht schon in die Erklärung als bestehendes Faktum eingeführt werden dürfen.⁴¹

Die Frage nach dem sozialen Beziehungshorizont des homo oeconomicus könnte man auf den ersten Blick also als eine bloße Definitionsfrage in Abhängigkeit vom jeweiligen Erklärungsziel auffassen: Wenn soziale Ordnung erklärt werden soll, dann dürfen in den Ausgangsbedingungen des explanans offenbar noch keine Elemente einer sozialen Ordnung enthalten sein; wenn hingegen die Normalität gewaltfreier Interaktionen als solche nicht infrage steht, dann könnte homo oeconomicus mit einem sozialen Verhaltensrepertoire ausgestattet sein, das nicht erst aus Nutzenüberlegungen abgeleitet werden müsste. Anders ausgedrückt: Je restriktiver bzw. realitätsferner die Annahmen über homo oeconomicus, desto größer die Erklärungsreichweite des Modells im Hinblick auf die soziale Realität; je realitätsnäher und weniger restriktiv die Annahmen, d.h., je sozialer homo oeconomicus konzipiert wird, desto geringer die Erklärungsreichweite des Modells.

Einem solchen pragmatischen Vorgehen widerspricht jedoch der oben belegte grundsätzliche Anspruch zumindest der neoklassischen Form der Ökonomik, die Individuen als a-soziale, atomistische Entscheidungseinheiten zu konzipieren und Formen der sozialen Interaktion, inklusiver ihrer normativen Bedingungen, erst aus dem Entscheidungskalkül der Individuen abzuleiten. Insofern stellt die Position von Karl Homann keinen Extremfall des ökonomischen Modells dar, sondern lediglich seine konsequente Verwendung:

„In der Tat erhebt meine Wirtschaftsethik den Anspruch, konsequent in Kategorien der positiven Ökonomik entwickelt zu sein. [. . .]. Moralische Regeln bis hin zum kategorischen Imperativ lassen sich danach aus ökonomischen Vorteils-/Nachteils-Kalkulationen herleiten.“⁴²

4 Ausblick: Ein wirtschaftsphilosophisch gerechtfertigtes Modell von Ökonomik

Der grundsätzliche Erklärungsanspruch des neoklassischen Grundmodells im Hinblick auf soziale Institutionen führt die Ökonomik aufgrund der Differenz zwischen dem explizit verwendeten Erklärungsmodell (homo oeconomicus) und seiner Verwendung innerhalb der Ökonomik (Betrachtung einer Mehrzahl von Individuen) zu einer für die Ökonomik nur schwer zu behebenden Aporie: Der unklare Status der Interpersonalität – also derjenigen Perspektive, die in der Lage ist,

⁴¹ Vgl. ebd., S.282-284.

⁴² Karl Homann, „Wirtschaftsethik: Wo bleibt die Philosophie?“. In: Peter Koslowski (Hrsg.): Wirtschaftsethik – Wo ist die Philosophie?, Physica: Heidelberg, S. 207–226, hier: S. 219.

ein anderes Individuum in seiner absoluten Berücksichtigungswürdigkeit (normativ-praktisch) anzuerkennen und damit überhaupt erst als solches (theoretisch) zu erkennen – verunmöglicht eine explizite, methodische Auseinandersetzung mit dem Problem der Entstehung sozialer Ordnung. Denn ein wesentlicher Aspekt sozialer Ordnung wird in allen ökonomischen Erklärungsmodellen immer schon implizit vorausgesetzt, dadurch, dass sie selbst nach der Vorteilhaftigkeit (der zu erklärenden Ordnung) für eine Mehrzahl von Individuen fragt und damit andere Individuen thematisiert als für sich selbst bestehende Bezugspunkte, die bedingungslos berücksichtigungswürdig sind – Bezugspunkte also, die weder abhängig sind von einer empirischen Annahme über eventuelle individuelle Interpersonalitätspräferenzen (Altruismus, Mißgunst/Neid, Indifferenz) noch von einer hypothetischen Berücksichtigung als potentielles Instrument der eigenen Nutzenmaximierung: Mit der Berücksichtigung von Individuen als für sich selbst bestehende Bezugspunkte wird also (zumindest gedanklich, wenn auch noch nicht faktisch) ein Zustand überwunden, in dem die Individuen einander ausschließlich als Instrumente oder aber als Gefahr für das eigene Überleben wahrnehmen („Naturzustand“).

Aufgrund der Selbstverständlichkeit, mit der die Ökonomik in ihren Überlegungen immer schon eine Mehrzahl von Individuen betrachtet, kann sie sich selbst aber keine methodisch reflektierte Auskunft darüber geben, wie sie zu solch einer Betrachtung einer Mehrzahl von Individuen befugt sein kann, wenn sie zugleich den homo oeconomicus als ausschließlich eigeninteressiert konzipiert und ihn als Grundlage ihrer eigenen Methodik ausweist. (Die einzige Auskunft, die die Ökonomik geben könnte, wäre, ad-hoc anzunehmen, dass Ökonomen, sofern sie nach der Vorteilhaftigkeit für eine Mehrzahl von Individuen fragen, selbst ein altruistisches Präferenzsystem haben – eine Aussage, die empirisch jedenfalls sehr fragwürdig ist, wie der Autor zumindest aus eigener akademischer Anschauung behaupten würde.)

Eine methodisch kontrollierte „Erklärung“ der Möglichkeit eines geistigen bzw. psychologischen Zustandes der (An-)Erkenntnis der absoluten Berücksichtigungswürdigkeit insbes. anderer Menschen müsste also offenbar einen Methodenwechsel vollziehen: Die Erklärungsebene müsste wechseln von der Ebene von Phänomenen, die als empirisch nachweisbar bzw. als „objektive“ Gegebenheiten angenommen werden, hin zu geistigen bzw. psychologischen Zuständen, die wir genau dann in uns vorfinden, wenn wir aktuell glauben, derartige „objektive“ Gegebenheiten wahrzunehmen. Wir müssten also zu einer erkenntnistheoretischen Einstellung wechseln, „die sich nicht so wohl mit Gegenständen, sondern mit *unserer Erkenntnisart* von Gegenständen, *sofern diese a priori möglich sein soll*, überhaupt beschäftigt“⁴³. Im Falle der Interpersonalität müssten wir also nach den Bedingungen der Möglichkeit fragen, andere Personen als solche, d.h. in ihrer ab-

⁴³ Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft, B 25.

soluten Berücksichtigungswürdigkeit zu „erkennen“. Die Art dieser spezifischen „Erkenntnis“ ist jedoch – wie schon angedeutet wurde – keine rein theoretische, sondern sie ist durchsetzt mit einem praktisch-normativen Aspekt: Die Erkenntnis von anderen Personen als solchen ist unmittelbar verbunden mit der absoluten Forderung, dass sie als solche anerkannt werden *sollen*: Sie sind, obwohl wir sie nur mittels der sinnlichen Wahrnehmung erkennen können, dennoch kein bloßes Erkenntnisobjekt, sondern zugleich ein Objekt absoluter Anerkennung. Eine solche Anerkennung ist nach den Maßstäben des aufgeklärten Universalismus abendländischer Prägung zu fordern, erstens von allen Lebewesen, die selbst als Personen infrage kommen sollen, und zweitens als von diesen wiederum als absolut, also uneingeschränkt und bedingungslos, zu vollziehen. Eine Konzeption von Anerkennung anderer Wesen als Personen, die diese Anerkennung von der Ausgestaltung subjektiver Präferenzen, von einer Mittel-Zweck-Rationalität oder von kontingenten materialen Kulturwerten abhängig machte, wäre also in sich bereits eine normativ abzulehnende Konzeption. Das zeigt sich anschaulich dann, wenn z.B. andere Menschen in ihren grundlegenden Rechten auf personale Anerkennung (insbes. Recht auf körperliche Unversehrtheit, Recht auf Freiheitsausübung in persönlicher, politischer, religiöser, künstlerischer, sexueller, etc. Hinsicht) missachtet werden. Denn derartige Praktiken der Missachtung von fundamentalen Menschenrechten werden zumindest nicht primär als „Erkenntnisfehler“ thematisiert, also als z.B. Wahrnehmungs- oder Klassifikationsfehler, der uns unterlaufen kann, wenn wir z.B. eine Blume biologisch falsch klassifizieren. Ein solcher Klassifikationsfehler wäre als solcher, also ohne Zusatzannahmen, nicht unmittelbar moralisch relevant, es wäre eben ein bloße Fehler, der uns allen unterlaufen und durch Argumentation und Aufklärung relativ leicht überwunden und korrigiert werden könnte. Anderen Menschen hingegen den Status als Mensch und damit als Person abzusprechen, sie nicht als solche wahrzunehmen und (an-)zu-erkennen, wird offenbar im Allgemeinen nicht primär als ein bloßes Erkenntnisproblem thematisiert, sondern (zumindest in moralischer Hinsicht:) als Verbrechen. Und gerade dann, wenn ein solches Verbrechen im Maßstabe eines Menschheitsverbrechens (Genozid) ausgeübt wird, verbietet sich offenbar jede moralisch rechtfertigende Inanspruchnahme von kulturellen, identitätsstiftenden oder sonstigen Eigenwerten der jeweiligen Täter-Kollektive.

Das in der transzendentalphilosophischen Exposition der Interpersonalität fokussierte Problem liegt jedoch, gerade im Anschluss an Überlegungen von Johann Gottlieb Fichte, darin, dass jede Anerkennungskonzeption, die personale Anerkennung ursprünglich als zu vollziehenden Akt einzelner Personen thematisiert, die Unbedingtheit der Anerkennungsrelation zumindest theoretisch-konzeptionell nicht einlösen kann. Denn als sozusagen „fertige“ Individuen können wir uns kraft unseres Freiheitsvermögens eben jederzeit auch gegen die Anerkennung von anderen Personen als solchen entscheiden und diese missachten, in allen Formen des Verbrechens. Wenn

also eine in empirischer Hinsicht – also zwischen konkreten Personen – als absolut einzufordernde Anerkennung in ihrem Absolutheitsanspruch theoretisch-konzeptionell legitimiert werden soll, dann muss offenbar ein Objekt der theoretischen Reflexion angezielt werden, das sich nicht mehr als konkreter, raum-zeitlich verorteter Akt des Bewusstseins thematisieren lässt, das aber dennoch beziehbar sein soll auf unsere konkreten Bewusstseinsakte. Aus diesem Gedanken folgt, dass jeder Versuch, eine „Geschichte“ des Bewusstseins zu rekonstruieren, in diesem Problem-punkt defizitär bleiben muss, gerade weil ein solcher Versuch die konkrete Anerkennungsleistung als eine immer schon raum-zeitlich situierte thematisiert und damit ihren Unbedingtheitscharakter verfehlt: im Bewusstsein vollzogene Freiheitsakte sind – unabhängig vom Grad ihrer Bewusstheit – eben weder determiniert noch in ihrer Intention im Rahmen einer „Entwicklung“ prädisponiert. Die transzendentalphilosophische Rekonstruktion von Interpersonalität operiert also in einem Raum nicht raumzeitlich situierter und in diesem Sinne: *apriorischer* Anerkennungsrelationen zwischen Reflexionspunkten, die sich gerade nicht als genetische Vorformen individueller Bewusstseinspole ansprechen lassen. Vielmehr wird der Absolutheitsanspruch der personalen Anerkennungsrelation in einem transzendentalphilosophischen Problemverständnis theoretisch-reflexiv dadurch eingelöst bzw. gewährleistet, dass die Anerkennungsrelation als geltungslogisch und praktisch-willentlich *konstitutiv für* individuelles Bewusstsein nachgewiesen wird. Es wird also konsequent nach den *Bedingungen der Möglichkeit* für eine mit dem Anspruch der Unbedingtheit vollzogene empirische Anerkennung zwischen freien Vernunftwesen (insbes., aber nicht ausschließlich bezogen auf: Menschen) gefragt. Diese Fragerichtung führt also zur theoretisch-konzeptionellen *Konstruktion* von Akten in einem Raum der Freiheit, die wir ausschließlich *ex post*, also in dem Bewusstseinszustand, in dem wir uns als „fertige“, reflektierende Individuen immer schon vorfinden, als apriorische Geltungsbedingungen unseres Bewusstseins verstehen können, weil sie uns diejenigen (praktischen) Vollzugsformen, in denen wir uns finden, nachträglich verständlich machen: Die philosophische Konstruktion findet ihre Wahrheit also allein darin, dass sie sich als Re-Konstruktion ausweisen kann, von dem, was wir immer schon vollziehen. In dem hier zu thematisierenden Falle der Interpersonalität soll uns die transzendentalphilosophische Reflexionsform also verständlich machen, wie wir dazu kommen können, uns jeweils als *ein* freies Individuen und in diesem Selbstverständnis *zugleich* als immer schon auf andere Individuen als ebenso freie bezogen zu denken und praktisch unwillkürlich zu empfinden.

Die transzendentalphilosophische Lösung dieses Problems liegt darin, eine apriorische Anerkennungsrelation zu postulieren, die als *wechsehwirkend* zu denken ist. D.h., dass eine Relation gedacht werden soll, die die Relata erst zu demjenigen in Geltung setzt, als was sie sich anschlie-

ßend selbst empfinden: nämlich als freie Individuen.⁴⁴ Eine solche Relation kann also offenbar nur darin bestehen, dass sich die Relata erstens frei (bedingungs- und anfangslos) jeweils dazu aufrufen, überhaupt erst einen Freiheitsakt zu vollziehen, zweitens diesen Freiheitakt ausschließlich auf das (in dieser Relation) einzig mögliche Objekt zu richten, nämlich die aufgerufene Freiheit, und drittens diese Freiheit selbst aus Freiheit (und auf dieser apriorischen Ebene damit zugleich: unbedingt) anzuerkennen. Anerkennung und (Erst-)Vollzug von Freiheit bedingen sich also wechselseitig als sich jeweils konstituierend. In der transzendentalphilosophischen Reflexion wird also gefordert zu denken, dass die Relata sich in ihrer Relation zuallererst zu dem machen, als was wir sie (bzw. uns selbst) anschließend verstehen, nämlich als symmetrisch gegenseitig aufeinander bezogene, und dennoch für sich freie Individuen. Ausschließlich als philosophische Konstruktionen innerhalb einer Geltungsreflexion haben diese Relata eine Stelle bzw. können als solche ausgesagt werden. Sie sind weder zu denken als für sich bestehende, ontologische Entitäten noch als vorbewusste Freiheitsrudimente in einem genetischen Prozess der dialogischen Selbstentfaltung. Dass niemand von uns jemals bei diesem in der transzendentalphilosophischen Reflexion als zu denken geforderten, ungeteilten gegenseitigen Selbsterweckungsakt „dabei“ war, ihn jemals erlebt hat, ist dabei gerade kein Argument gegen diese Konstruktion, denn die apriorische Geltungsebene dieses Aktes wird als methodisch notwendig ausgewiesen zur Ermöglichung und legitimatorischen Sicherung der Unbedingtheitsforderung interpersonaler Anerkennung auf empirischer Ebene.

Die transzendentalphilosophische Rechtfertigung von Interpersonalität vermag insofern die Aporie der Ökonomik verständlich zu machen. Sie macht deutlich, dass individuelles Selbstbewusstsein nur möglich ist, wenn es sich eingebettet weiß in eine ihm selbst vorgängige, weil zu seiner Konstitution notwendige, wechselwirkende Relation zu anderen Individuen. Die empirische Entsprechung dieser Wechselwirksamkeit ist eine gegenseitige interpersonale Anerkennung, in der sich Individuen gegenseitig zugestehen, jeweils gegeneinander formal freie Entscheidungszentren zu sein. Gerade im ökonomischen Tauschverhältnis gestehen sich Individuen diese formale Entscheidungsfreiheit zu, denn jeder Tauschpartner bietet an oder fragt nach (Willensbekundung), im begleitenden Bewusstsein, dass erst die freie Einwilligung der Gegenseite einen Tauschakt zwischen beiden Seiten begründet, nämlich als Verpflichtungsgeschäft. Die apriorische Wechselwirksamkeit, so wie sie in der transzendentalphilosophischen Reflexion postuliert wird, begründet und legitimiert erstens die Forderung nach unbedingter Anerkennung von Individuen als solchen in der empirischen Realität; ihre Apriorizität macht verständlich, weshalb niemand in

⁴⁴ Diese In-Geltung-Setzung ist also gerade kein Akt der Bewusstwerdung, oder der Erhöhung des Grades der Bewußtheit, sondern ein Akt geistiger Schöpfung überhaupt, also der Kreation qua Legitimation.

der Lage ist, den Personenstatus von anderen Personen als solchen zu vernichten. Die Absolutheit der Anerkennungsforderung verpflichtet uns dazu anzunehmen, dass selbst die Folterkeller repressiver Systeme, selbst das nationalsozialistischen Vernichtungssystem es nicht vermochte, den Opfern ihren Personenstatus zu nehmen, unabhängig davon, wie grausam, entpersonalisiert und industriell die Vernichtung vollzogen wurde. Denn es hat zu gelten: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Zweitens macht die Gedankenfigur der Wechselwirksamkeit der apriorischen Anerkennungsrelation verständlich, weshalb ein Individuum mit anderen Individuen überhaupt interagieren kann. Diese grundsätzliche Interaktionsfähigkeit, also das immer schon zumindest implizite Wissen um die formale Freiheit des Gegenübers, das immer schon zumindest implizite Wissen um die Differenz zwischen Gegenstand und Gegenüber ist nichts, was grundsätzlich ge- oder verlernt werden könnte oder müsste: Jeder Mensch wächst eben nicht nur als Säugetier immer schon in der Sphäre gegenseitiger Beziehbarkeit heran – wie diese Beziehbarkeit dann empirisch zu verwirklichen bzw. zu erfüllen ist, das allerdings muss nicht nur im Laufe eines Menschenlebens, sondern auch in der Geschichte der Menschheit offenbar immer wieder neu und leidvoll gelernt und eingeübt werden, weil es habituell bzw. kulturell verlernt werden kann.

Drittens macht die Gedankenfigur der Wechselwirksamkeit der Anerkennungsrelation verständlich, weshalb eine institutionelle Sicherung individueller Freiheit, also insbes. eine soziale Ordnung, denotwendig und damit als empirisch notwendig zu fordern ist: Individuelle Freiheit verdankt sich einer Relation, in der sich individuelle Freiheit weder selbst schaffen noch stabilisieren kann: sie ist angewiesen erstens auf eine andere Freiheit und zweitens auf eine Relation mit dieser Freiheit. Sofern die apriorische Anerkennungsleistung im Sinne einer Geltungsbedingung vollzogen ist, treffen empirische Individuen als gegeneinander formal freie Entscheidungszentren aufeinander. Da die wechselwirkende Anerkennung sich gerade auf die Konstitution individueller Freiheit bezieht, vermag sie diese individuelle Freiheit, sobald sie besteht, jedoch nicht mehr faktisch zu binden: Individuelle Freiheit kann die Anerkennung anderer faktisch verweigern, in allen Formen des Verbrechens. Damit würde aber die empirische Seite in einem potentiellen Widerspruch stehen zu dem, was als apriorisch geltend und als zu verwirklichend postuliert wurde: Individuelle Freiheit soll nicht nur möglich, sondern tatsächlich sein. Diese Freiheitsaporie lässt sich nur umgehen, wenn die Wechselwirksamkeit als individuelle Unverfügbarkeit auch empirisch dem individuellen Gutdünken entzogen wird. Es ist also zu denken eine gegenüber den Individuen *verselbständigte, überindividuelle* Instanz, deren Existenzberechtigung jedoch allein darin besteht, individuelle Freiheitsausübung auch empirisch sicherzustellen. Insofern ist schon der Anspruch der neoklassischen Ökonomik, soziale Institutionen innerhalb einer ökonomischen Erklärung zu endogenisieren, falsch bzw. uneinlösbar: Individuelle Freiheit kann nicht über sich selbst als Prin-

zip verfügen, wenn sie raumzeitlich möglich sein soll. Deshalb ist es richtig, auch im Rahmen einer positiven Sozialwissenschaft davon auszugehen, dass Individuen und Institution nicht aufeinander reduzierbar sind, sondern in empirischer Hinsicht als gleichursprünglich zu gelten haben. Zugleich zeigt die transzendentalphilosophische Rekonstruktion jedoch die geltungslogische Abhängigkeit der Institution gegenüber den Individuen: Nicht Institution (oder „Staat“) soll sein, sondern Individuen sollen sein und deshalb ist zugleich mit ihnen eine überindividuelle, gegenüber den Individuen faktisch verselbständigte Instanz notwendig, nicht, um eine schon als bestehend gedachte individuelle Freiheit auch nachträglich nochmals zu sichern – das wäre das liberale Missverständnis –, sondern um überhaupt individuelle Freiheit als solche raumzeitlich zu ermöglichen: Individuelle Freiheit ist nur in gesicherter Relation zu individueller Freiheit möglich.

Im Rahmen einer positiven Wissenschaft bleibt allein aufzuklären, welche konkreten Funktionen Individuen und Institution im Einzelnen und unter den jeweiligen konkreten historischen Bedingungen füreinander zu erfüllen haben, nicht aber ihre grundsätzliche Existenznotwendigkeit. Ihre Existenz ist den Erklärungsversuchen empirischer Wissenschaften entzogen; entsprechende Erklärungs- bzw. Reduktionsversuche führen zu Aporien, die sich im Falle der Ökonomik deutlich angeben lassen. Eine Ökonomik die bereit wäre, zu akzeptieren, dass erstens die Frage nach der Entstehung sozialer Ordnung außerhalb ihrer Erkenntnisreichweite liegt und dass zweitens – wie in einer transzendentalphilosophisch informierten Sozialphilosophie gezeigt wird – Individuum und Institution als empirisch gleichursprünglich zu gelten haben, bei geltungslogischer Abhängigkeit der Institution von Individualität, würde sich von einer großen Hypothek befreien. Sie könnte endlich zugeben, dass die Gedankenfigur des homo oeconomicus lediglich die eine Seite ihrer eigenen axiomatischen Basis wiedergibt und die andere in der tatsächlichen Verwendung dieser Gedankenfigur liegt, nämlich in der selbstverständlichen Betrachtung einer Mehrzahl von Individuen, die aufeinander bezogen sind. Mit diesem Zugeständnis würde die Ökonomik die selbstaufgelegten Fesseln eines einseitig verstandenen methodischen Individualismus endlich hinter sich lassen und sich vollumfänglich als das verstehen können, was sie immer schon war: Eine Sozialwissenschaft.

ANDRÁSSY WORKING PAPER SERIES
IN ECONOMICS AND BUSINESS ADMINISTRATION

ISSN 2560-1458

- 58 Trautnitz, Georg. 2025. "Methodischer Individualismus und Interpersonalität – Über ein axiomatisches Grundproblem der Wirtschaftswissenschaft"
- 57 Tóth-Bozó Brigitta, Meyer, Dietmar. 2025. "Dynamics of economic expectations: the role of individual interactions in networked agent systems"
- 56 Meyer, Dietmar, Brigitta Tóth-Bozó. 2025. "Erwartungen in der Wirtschaft – eine dogmenhistorische Betrachtung"
- 55 Eckardt, Martina. 2024. "EU Digital law and the digital platform economy - an inquiry into the co-evolution of law and technology" (Version 24/07/2024)
- 54 Eckardt, Martina, Kerber, Wolfgang. 2024. "Designing the Bundle of Rights on IoT Data: The EU Data Act"
- 53 Eckardt, Martina. 2024. "Data Commons and the EU Data Act"
- 52 Daniel Eugen Kudet. 2023. "Disruption im Mehrkanalhandel – das Traditionswarenhaus Galeria Karstadt Kaufhof unter Druck"
- 51 Eckardt, Martina, Kerber, Wolfgang. 2023. "Property rights theory, bundles of rights on IoT data, and the Data Act"
- 50 Bucher, Florian, Eckardt, Martina. 2022. "The EGCT as a Governance form for Cross-Border Cooperation – a Spatial Analysis of its Critical Success Factors"
- 49 Ade, Adrian. 2022. „The systematic view on literature – a bibliometric analysis of the research front.“
- 48 Alexenko, Alina. 2022. „Geschäftsberichte als ein Forschungsobjekt und die Relevanz von Behavioral Economics für die Unternehmensberichterstattung.“

- 47 Ginter, Tamás. 2022. „Lockdown policies: a review of political effects on restrictive measures.“
- 46 Dötsch, Jörg J. 2021. „Theorizing emergence in framing complexity economics. A Reply.“
- 45 Dötsch, Jörg J. 2021. „Houses, but in what order? Asymmetric recovery in Hungary’s residential property market after the crisis.“
- 44 Storch, Rainer. 2020. „Gemeinsamkeiten und Differenzen der Motive von Führungspersonen gewinnrealisierender und dauerdefizitärer Monopolunternehmen“
- 43 Wontke, Christoph. 2020. „Historische Kapitalanlageperformance deutscher Lebensversicherer im Vergleich zum Kapitalmarkt: Sind die Lebensversicherer besser als ihr Ruf?“
- 42 Eckardt, Martina. 2019. „Cross-Border Cooperation via the EGTC – A Study on its Main Drivers of Adoption at the Regional Level“
- 41 Sehic, Jutta. 2019. „Networking and knowledge transfer – Returnee entrepreneurship in the Western Balkans. Research report Bosnia and Herzegovina“
- 40 Jürgens, Jonas. 2019. „Die Agenda zur besseren Rechtsetzung der Juncker-Kommission: Wirksamer Beitrag zur Stärkung der Union?“
- 39 Dörstelmann, Felix A. 2019. „Wettbewerb zwischen PEPP und PPP – Zur theoretische Modellierung des potenziellen Wettbewerbs zwischen pan-europäischen und nationalen Altersversorgeprodukten“
- 38 Sehic, Jutta 2018. „Novelty and links in innovative firms’ networks: An analysis of SME in Central and South Eastern Europe“
- 37 Eckardt, Martina and Stefan, Okruch 2018. „The Legal Innovation of the European Grouping of Territorial Cooperation and its Impact on Systems Competition“
- 36 Wickström, Bengt-Arne, Templin, Torsten and Gazzola, Michele 2017. „An economics approach to language policy and linguistic justice“
- 35 Megyeri, Eszter 2016. „Altersarmut und Wohneigentum in der EU – Eine Analyse mit EU-SILC 2014 Daten“

Frühere Ausgaben sind in der Reihe:

ANDRÁSSY WORKING PAPER SERIES / ISSN 1589-603X

erschienen:

- XXXIV Dötsch, Jörg. 2015. „Building a knowledge economy: is Hungary turning the right screw?“
- XXXIII Hornuf, Lars und Lindner, Julia 2014. „The End of Regulatory Competition in European Law?“
- XXXII Eckardt, Martina 2014. „The Impact of ICT on Policies, Politics, and Polities – An Evolutionary Economics Approach to Information and Communication Technologies (ICT)“
- XXXI Eckardt, Martina 2014. „Legal Form and Internationalization of Small and Medium_Sized Enterprises in the EU“
- XXX Dötsch, Jörg 2013. „Ökonomik und Emergenz. Arbeitspapier zum Emergenzbegriff der Heterodoxie“
- XXIX Dötsch, Jörg 2013. „Überlegungen zu Prozessen endogener Destabilisierung von Wettbewerbswirtschaften“
- XXVIII Eckardt, Martina und Kerber, Wolfgang 2013. „Horizontal and Vertical Regulatory Competition in EU Company Law: The Case of the European Private Company (SPE)“
- XXVII Eckardt, Martina. 2012. „The Societas Privata Europaea – Could it Promote the Internatinalization of Small and Medium-Sized Enterprises?“
- XXVI Ebert, Werner und Eckardt, Martina. 2011. „Wirtschafts- und finanzpolitische Koordinierung in der EU – Erfahrungen aus einem Jahrzehnt Politikkoordinierung“
- XXV Eckardt, Martina und Rätke-Döppner, Solvig. 2008. „The Quality of Insurance Intermediary Services – Empirical Evidence for Germany“
- XXIV Okruch, Stefan und Alexander Mingst. 2008. „Die Kammerorganisation aus evolutorischer Sicht“.

- XXIII Mingst, Alexander. 2008. „Politische Prozesse und die Rolle von Ideologien: Sinnvolle Geschichten in einer ungewissen Welt“.
- XXII Mingst, Alexander. 2008. „Evolutionary Political Economy and the Role of Organisations“.
- XXI Mingst, Alexander. 2008. „The Organizational Underpinnings of Innovation and Change in Health Care“.
- XX Okruch, Stefan. 2007. “The ‘Open Method of Coordination’ and its Effects: Policy Learning or Harmonisation?”
- XIX Okruch, Stefan. 2006. “Die ‘Offene Methode der Koordinierung’: Gefahr schleichender Harmonisierung oder Chance für Politiklernen?”
- XVIII Okruch, Stefan. 2006. “Values and Economic Order: In Search of Legitimacy”
- XVII Okruch, Stefan. 2006. „Die EU-Wettbewerbspolitik zwischen Einheitlichkeit und Vielfalt – Anmerkungen aus ordnungsökonomischer Sicht“
- XVI Beckmann, Klaus B. 2006. “Tax evaders keep up with the Joneses”
- XV Margitay-Becht András 2005 “Inequality and Aid. Simulating the correlation between economic inequality and the effect of financial aid”
- XIV Beckmann, Klaus B. 2005. “Tax competition and strategic complementarity”
- XIII Meyer, Dietmar – Lackenbauer, Jörg. 2005 „EU Cohesion Policy and the Equity-Efficiency Trade-Off: Adding Dynamics to Martin’s Model”
- XII Chiovini, Rita und Zsuzsanna Vető. 2004. „Daten und Bemerkungen zu den Disparitäten im Entwicklungsstand ausgewählter Länder”
- XI Alfred, Endres. 2004 „Natürliche Ressourcen und nachhaltige Entwicklung”
- X Bartscher, Thomas, Ralph Baur and Klaus Beckmann. 2004 „Strategische Probleme des Mittelstands in Niederbayern”

- IX Arnold, Volker – Hübner, Marion. 2004. „Repression oder Umverteilung - Welches ist der beste Weg zur Erhaltung der Funktionsfähigkeit marktwirtschaftlicher Systeme? - Ein Beitrag zur Theorie der Einkommensumverteilung.“
- VIII Okruch, Stefan. 2003. „Verfassungswahl und Verfassungswandel aus ökonomischer Perspektive - oder: Grenzen der konstitutionenökonomischen Suche nach der guten Verfassung.“
- VII Meyer, Dietmar: „Humankapital und EU-Beitritt – Überlegungen anhand eines Duopolmodells.“
- VI Okruch, Stefan. 2003. „Evolutorische Ökonomik und Ordnungspolitik – ein neuer Anlauf“.
- V Arnold, Volker. 2003. „Kompetitiver vs. kooperativer Föderalismus: Ist ein horizontaler Finanzausgleich aus allokativer Sicht erforderlich?“
- IV Balogh, László – Meyer, Dietmar. 2003. „Gerechtes und/ oder effizientes Steuersystem in einer Transformationsökonomie mit wachsendem Einkommen“.
- III Beckmann, Klaus B. 2003. „Tax Progression and Evasion: a Simple Graphical Approach“.
- II Beckmann, Klaus B. 2003. „Evaluation von Lehre und Forschung an Hochschulen: eine institutenökonomische Perspektive“.
- I Beckmann, Klaus B. and Martin Werding. 2002. „Two Cheers for the Earned Income Tax Credit“.

Visit us on the web at <http://www.andrassyuni.eu>. Please note that we cease to circulate papers if a revised version has been accepted for publication elsewhere.